

DIE FACKEL

Nr. 354/355/356

29. AUGUST 1912

XIV. JAHR

Weißer Frau und schwarzer Mann

»Auf der Tagung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Hamburg wurde einhellig der Grundsatz aufgestellt, erotische Annäherungen Weißer an Farbige in den Kolonien auch von männlicher Seite zu unterlassen. Eine solche Annäherung sei Indirekt eine Beleidigung der Würde der weißen Frauen. Die weißen Frauen aber werfen selbst mit ihrem Gebaren ihre Würde weg. Es sind nun in Deutschland Stimmen laut geworden, Ausstellungen fremder Volksstämme ganz zu verbieten. Das hieße aber das Kind mit dem Bade ausschütten und ein belehrendes Anschauungsmittel preisgeben. Vielmehr sollten die Frauen, die sich derart vergessen und verlieren, rücksichtslos an den Pranger gestellt werden.«

*

»In Kapstadt trat vor einiger Zeit eine Kommission zusammen, die sich mit der Untersuchung der Ursache der häufigen Angriffe von Negeren auf weiße Frauen beschäftigte. An dieser Konferenz nahmen auch drei Damen teil. Eine derselben, eine gewisse Frau Füller, eine ältere Frau aus einer kleineren Farmerkolonie, erklärte, viel an diesen verbrecherischen Anschlägen trage auch das kokette, herausfordernde Wesen mancher weißen Damen bei, die offenbar in vielen Fällen ein gewisses Gefallen darin fänden, mit den armen Niggerboys aufs schmachlichste zu kokettieren. Daß sich dann solche Menschen, die ein so

»Besucherinnen des Hagenbeck'schen Tierparkes in Hamburg haben sich Zudringlichkeiten gegenüber den Männern der dort gastierenden Beduinentruppe zuschuldenkommen lassen. Es kam so weit, daß die Leitung des Tierparkes und die Polizei eingreifen mußten. Alle Besucherinnen, die auffällig nach der Gunst der Beduinenmänner strebten, wurden einfach hinausgewiesen, ja einige Beduinen, die sich besonders gefährlich benahmten, in die Heimat abgeschoben. Und es waren nicht etwa Mädchen aus niederen Volksschichten, sondern Mädchen und Frauen aus den besseren Ständen, die vor geradezu schwärmerischer Ekstase die widerwärtigste Zudringlichkeit bekundeten. Die weißen Frauen vergaßen ganz ihre Würde.«

*

»Die 'Deutsch—Südwestafrikanische Zeitung' veröffentlicht den Originaltext eines Briefes, den ein Schwarzer aus Deutschland an seine Eltern in der Kolonie geschrieben hat: Liebe Eltern! Ich Möchte Ihr zu schreiben, Ihr habe mich vergessen, Schreibt mir ka kein Brief. Wenn Ihr Mich vergessen, ich vergesse Ihr nicht. Wie geht Ihr den? seid Ihr alles gesund? Mir geht auch gut. Ihr muß mir auch Schreiben, Wie ihr geht, das viel ich auch wissen. Vormal war ich Nach Herzfelde bei Berlin, da war schön, aber jetzt bin ich versetzt in anderen Bahnhof. Lange Bleibe ich nicht Mehr da. Jetzt waß ich nicht, wo ich Jetzt hin komme.

ursprüngliches Gefühl haben wie die Schwarzen, leicht zu gewissen törichten Handlungen hinreißen ließen, sei zu begreifen. Anders urteilte ein alter pensionierter Oberst, der sagte, man solle ohne Umstände jeden Schwarzen hängen, der sich die geringste Zutraulichkeit zu einer Weißen erlaube. Ein der Kommission angehörender Arzt sagte, diesen unleugbar bestehenden Mißständen wäre sehr schwer abzuhelfen, da die Neger von Natur aus sehr heißblütig veranlagt seien und die weißen Frauen sie durch ihr scheinbar viel kühleres und beherrschteres Temperament oft bis zur Tollheit reizten. Es sei jedoch zu hoffen, daß die Neger bei fortschreitender Kultur viel von ihrem ungebärdigen Wesen verlieren werden.«

Vieleich Nach house oder anderen Bahnhof. Aber hier ist auch gut, aber ist nicht zuhause, am Weihnachten Sehr kalt, da nemann Winter. Hier in Deutschland viele Schöne Mädels, am Sonntag schön feste Tanzen. Mit Weiße Mädchen da ist viel schöner. Die Weiße sind feine Leute, Wie bei uns auch, aber Manche sind auch Schlecht. Meine liebe Eltern, ich möchte auch da was zu fragen, ich habe hier mit Eine Weiße Mädchen gesprochen, daß Mich heraraten kein, so bitten ich, daß Sie Mir 500 Mark schicken, das ich Mit Reise kein. Hier im Deutschland, wenn Mann heraraten, der Muß viel Geld haben. Aber Jetzt bin ich noch Lehrling, ich verdient keine Geld Jetzt. So Bitten ich für 500 Mark Mir zu schicken. Wirgliche sage ich ihnen, Eine Weise Mädchen Muß ich habe, die Weise Mädchen gefeld Mir Ambesten. Mit herzlichen Grüßen Ihr Sohn Job. Mbida in Deutschland.«

Nigger waß, was gut schmecken. Weißer weiß es nicht. Liebt nicht Liebe, nur Würde. Frau Füller Ausnahme, weil ältlich. Kokettiert nicht schmählich mit arme Niggerboys, lassen sich auch nicht zu törichten Handlungen hinreißen. Alter Oberst will jeden Schwarzen hängen, wenn jede Weiße zutraulich wird. Alle hoffen, daß schlimme Nigger bei fortschreitender Kultur werden gleichfalls impotent ... Ein Vorschlag zur Güte, durch den ich mich endgültig aus der Zivilisation verbanne, eine Idee, durch die ich endlich erreichen muß, daß kein abendländischer Bürger einen Bissen Geistes von mir nimmt, ein Herzenswunsch, der sie alle zu der Überzeugung bringen wird, es sei vorteilhafter, mich statt tausend Neger zu lynchen. Ich wünsche ihnen also: ihre Nächte wären so schwarz, daß sie den Neger, der neben ihrem Ehebett auftaucht, erkennen müssen. Seine weißen Zähne mögen sie aus dem Schlaf höhnen und die Bekenner der christlichen Caries zitternd nach ihren Weibern sehen lassen. Erzengelhaft mögen der Schwarze und der Gelbe zu ihren Häupten und zu ihren Füßen stehen und die hysterische Beute, die sie der Natur abgejagt haben, bewachen helfen. Oberste, Ärzte, Literaturprofessoren, Richter, Geschworne, Advokaten, Malermeister, Bankiers, Kaffeesäcke, Pastoren, Verdienner jeglicher Art mögen den Alpdruck minderwertiger Rassen, die ihnen allein ihre verhutzelten Weiber instandsetzen könnten, nicht mehr los werden. Die Furcht, daß bei der nächsten Beduinenausstellung das belehrende Anschauungsmittel mit ihrer Hausehre gepaart sei, verfolge sie in den Traum. Das Kind, das sie mit dem Bade nicht ausschütten wollen, wird nicht von ihnen sein; nichts trage ihre Vaterzüge als die Phrase! Am Tag mögen sie ihre Frauen an den Pranger stellen, weil sie sie in der Nacht nicht befriedigen

konnten, und jene, die es besser könnten, lynchen: so mögen sie im Schlaf erfahren, daß nur die Bildung kriecht, aber die Natur nachwächst. Rings um das Bett wirds lebendig. Aus der Tapete springt ein Chinese, der Mohr neben der Kredenz wendet den Kopf, der »stumme Diener« macht sich erbötig, wenn der Herr versagt. Hausrat und Zierat werden munter, und jedes Ding hat ein Gesicht. Schon ist die gute Stube voll von minderwertigen Rassen, gleich treten sie ein, sich des gekreuzigten Eros zu erbarmen, des Opfers der tristen Sittlichkeit, die sich entschuldigt, weil einmal keinmal ist. Sancta simplicitas! Milliarden Frauen müssen es büßen, mit ihrer und der Welt Gesundheit büßen, weil die Gatten so bald bereuen! Und weil sie den Stellvertreter nicht anerkennen, so ist er da. Die Minderwertigen sind die geborenen Stellvertreter. Belehrende Anschauungsmittel, die sich zu törichten Handlungen hinreißen lassen! Haben ein so ursprüngliches Gefühl! Bringen neue Säfte in die Kultur. Haben sie nicht auch schönere Zähne? So brauchen sie sich ihres Lachens nicht zu schämen. Was stehen sie im Traum herum? Wenn sie sich am Tag aufraffen wollten, sie würden mit den weißen Kadavern fertigwerden und weißen Leibern an die Sonne helfen, ich zeige ihnen den Weg. Ich weiß, welche Verpflichtung mir der Geist gegen die Welt auferlegt hat. Mag sie mich, wenn sie dies Bekenntnis liest, noch mehr verabscheuen als bisher. Ich bin der Todfeind, der sich ins abendländische Schlafzimmer geschlichen hat, die Verräter zu verraten. Mögen sie mein Gesicht als das eines Ephialtes in ihren gottlosen Traum aufnehmen!

Glossen

WIR SIEGER VON ASPERN

Daß Österreich fliegen kann, bedeutet einen Gewinn an Plage. Alles, was der guten Gesellschaft dieses Erdenwinkels, in dem alle Verkehrtheit der Welt und mit ihr zur Entschädigung etwas landschaftliche Schönheit investiert scheint, alles, was ihr diese Spezialität von Zudringlichkeit gibt, die der Fremde für Entgegenkommen hält, lebt sich nunmehr in der neuen Dimension aus, tut sich in einer Region gütlich, die bisher den Parvenüs verschlossen war, und die Gelsen klagen über Hausfriedensbruch. Die Natur, die sich damit begnügte, den Eroberern hin und wieder abzuwinken, dürfte nun bald sehen, wohin übertriebene Langmut führt und welche Annehmlichkeit sie sich eingewirtschaftet hat, wenn statt der Zitronenfalter, die sie aus diesen Gegenden stolz zurückzog, die kaiserlichen Räte herumfliegen. Die Berichterstattung, die bisher allen irdischen Ekel restlos ausdrückte, ausquetschte, ist den veränderten Umständen entsprechend um viertausend Meter vollständiger geworden. Man würde glauben, der Rekord sei nicht mehr zu überbieten: wenn nicht der Beruf der hier maßgebenden Rasse das Talent des Einmal eins ist zwei mit sich brächte, und wenn jener Intellekt, der ein völlig geschwächtes Leben drangsaliert, nicht die Qual der Deutlichkeit über diese Zeit verhängt hätte. Von der Luft, in die sie uns führen, bleibt am Ende nur zu wissen: daß sie schlecht ist. Will sich der Zeitgeist vor sich selbst entsetzen, so schaue er nur bewundernd von der Unvollkommenheit einer Montgolfiere auf zur Vollendung des Aeroplans und vergleiche das geistige Bild einer Welt, die mit Jean Pauls Augen der Erhebung Gionens und Nadinens nachblickt, und dieser, die aus hundert Spalten den Aufstieg der Damen Czaky und Steinschneider beglotzt. Die Welt, die nicht wie Jean Paul beschreiben konnte, konnte doch

schweigen wie er: »O wie richtete sich der innere Mensch unter den Sternen auf, und wie leicht wurde über der Erde das Herz ... « Aber diese hier ruft: »Ah! Ah! Hier! Dort! 2400! nein, 500! 600! 700! Bravo! Bravo! Fabelhaft! Kolossal!« und hört es, liest es, merkt es sich, gibt es weiter, überliefert es Kindern und Kindeskindern, wenn Herr Oberleutnant Blaschke gesagt hat: »Du Sablatnig ich flieg heut nicht.« »Der Brautkuß in den Lüften«, vom Extrablatt illustriert, mit einem Amorl auf dem Tragpfeiler, »der sich diebisch freute, daß er nunmehr auch in den Lüften sein holdes Unwesen treiben kann« — das ist der schäbige Rest überirdischer Sensationen, den Wien kapiert. Und wenn's zum Mond ginge, so hätte er auch nur die Form eines Gspäßlaberls. Die Erotik dieser Flugwoche war gräßlich. Auch Flieger sind Privatleute und müssen wissen, daß jedes Kosewort, das sie sprechen, durch schmutzige Ohren über unsaubere Federn den schnellsten Flug nimmt. »Ein zärtliches 'Paß gut auf!', ein selbstvertrauendes 'Sei unbesorgt!'« — schön, aber bei dieser Intimität, die uns täglich bis zum Brechen variiert wurde, hätte es sein Bewenden haben mögen. Daß die Braut eines Fliegers »bleich und still, aber gefaßt« ist, können wir uns zur Not vorstellen. Daß er ihr »Servus« entgegenruft und »sie auf den Mund küßt«, geht uns schon wieder gar nichts an, und er hätte ihr nicht »unaufhörlich zärtlich ihre Hand streicheln« sollen, »während er auf alle Fragen antwortet«, da er wissen mußte, daß es mit ins Interview kommt. Vollends unmöglich war das Wagnis, die Braut mitfliegen zu lassen. Es war vorauszusehen, daß sich des zurückbleibenden Gesindels eine ungeheure Erregung bemächtigen werde und daß alle Errungenschaften der Technik von der Frage zurückgedrängt würden: Fliegt sie mit? Und wenn sie mitfliegt, von der Frage: Wie hoch wird er ihr eins aufpappen? Eine Wiener Hörensensation von einer selten erreichten Niedrigkeit. Unten drohen die Reporter zärtlich mit dem Schreibfinger: »Und dann kam noch etwas, das einem Kuß zum Verwechseln ähnlich sah.« In Wien legt man Wert darauf, daß ein Kühner auch ein Schlimmer ist. Und daß eine Pilotin das Leben kennenlernt: »Bloß der Puls ging um zwanzig Schläge schneller, vielleicht aber nur durch den Wolkenkuß«. Das sind arge Spezialitäten, und das einzige, was die Betroffenen in solchen Fällen tun können, ist der feste Entschluß, durch nichts Vorschub zu leisten. Hoffnungslos wird aber die Situation, wenn sie das gerade Gegenteil tun: »'Immer höher hat sie noch wollen', sagte er, 'immer höher. Nicht ein bißchen hat sie sich gefürchtet. Und jetzt ist sie die höchst geflogene Dame Europas, hat in ihrer Art einen Weltrekord und dann auch (Fräulein von Czakay konnte den Redner nicht rasch genug verhindern), in zweitausend Meter Höhe hat sie einen Kuß bekommen.« (Schnurrend ergänzt der Interviewer: »Höhenweltrekord des Kusses, Donnerstag, den 27. Juni 1912, gegen 6 Uhr abends. Was würde der Kater Hidigeigei dazu sagen?») Schmecks würde er sagen. Und während der Flieger der Geflogenen die Wange streichelt, weil sie »ein braver Kerl« sei, steht wieder sie dem Reporter Rede und Antwort. So geht es fort. Ein vorsichtiger Aviatiker hätte auf einem Wiener Flugfeld vor allem zu bedenken, daß es das Publikum viel mehr interessiert, ob er auch auf sie fliegt. Mit Rücksicht darauf, daß das Wiener Publikum »liebenswert« ist, hätte ein vorsichtiger Pilot seine Braut als Privatsache zu behandeln und zu Hause zu lassen, basta, wem's nicht paßt, braucht unter so veränderten Umständen an der Flugwoche nicht teilzunehmen. Wie das einmal, hätte er's immer halten müssen: »Fräulein Czakay wäre gerne mitgeflogen. Aber Blaschke blieb unerbittlich. 'Heute geht es um Kopf und Ehre', sagte er, 'heute darf ich durch nichts abgelenkt, durch nichts irritiert werden'.« Von Fräulein Czakay wissen wir jetzt, daß sie »immer mit ihrem Bräutigam fliegen möchte«, während — studiere einer die Frauen aus — das Fräulein Stein-

schneider »um jeden Preis und mit wem immer fliegen will. « Ein »reizendes Zwischenspiel« nennt denn auch die Neue Freie Presse, was sich da unten begab, nachdem alle Piloten schon vergeben waren. Kommt da ein Vogerl geflogen, »rechnet zuerst auf Sablatnig«, aber vergebens. »Nu steigen Sie man ein, Fräulein«, sagt endlich der deutsche Vollmüller, »aber das Gewicht lassen Sie gefälligst zurück.« Kaum ist sie oben, ist sie auch schon wieder unten und fragt: Wer will mich jetzt mitnehmen?« Das hiesige Leben besteht aus lauter reizenden Zwischenspielen, die unsere Aufmerksamkeit verdienen, auch wenn wir es noch so weit und noch so hoch gebracht haben. Wir sind die ewigen Sieger von Aspern, wir heben den Fremdenverkehr, aber wir haben darum doch nicht den Sinn fürs Idyllische verloren. Zum Beispiel:

Erlebnisse des verunglückten Aviatikers de Roy.

Beim sonntägigen Schaufluge stürzte bekanntlich auch der belgische Aviatiker de Roy und wurde mit erheblichen Verletzungen vom Platze geschafft. De Roy, der völlig mittellos in einem Privatlogis in Aspern am Siegesplatz darniederliegt, machte folgende Mitteilungen: Der Apparat de Roys, auf den er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, ist vollständig zertrümmert. Wirkte schon dieser Umstand auf ihn deprimierend, so war es für ihn ein furchtbarer Schlag, als er entdeckte, daß aus seinem im Hangar zurückgelassenen Gilet, das Seitentaschen enthielt, eine Briefftasche mit 1200 Mark, sein ganzes Hab und Gut, verschwunden war ... De Roy schilderte die Mühsale, die ihn beinahe außer Stand gesetzt hatten, an dem Flugmatch teilzunehmen. Es kostete ihm enorme Geldopfer, um überhaupt seinen Apparat vom Spediteur herauszubekommen. Mit dem Spediteur in Antwerpen hatte er einen Frachttransportpreis für seinen Eindecker von 530 Francs loco Bahnhof Stadlau vereinbart. Als der Apparat ankam, wurde die Ausfolgung in Stadlau nur gegen Zahlung von 900 Kronen vorgenommen, ein Betrag dessen unerwartete Höhe den Aviatiker in arge Verlegenheit brachte ... Aber es sollte seiner noch eine weitere Überraschung harren: Für den Transport seines Aeroplans vom Stadlauer Bahnhof bis zum Flugfeld von Aspern wurden 300 Kronen berechnet ... Nach seinem unglücklichen Auftreten vom Sonntag kümmerte sich, wie de Roy sagte, niemand um ihn. Nur Baron E. suchte ihn auf und fragte ihn nach seinem Befinden und Gemeinderat A. sprach ihm die wärmste Teilnahme aus.

* * *

DIE GEBORENEN FLIEGER

» ... Schon gegen 2 Uhr, als die Automobile, Fiaker, Einspänner, die Kremser— und Leiterwagen, auf denen oft bis an vierzig Personen saßen oder standen, gegen Aspern fuhren, kam es zu argen Stauungen ... Nach halb 3 Uhr begann sich aber der Verkehr in ein Chaos zu verwandeln, es kam zu wüsten Szenen, zu einem hilflosen Hin— und Herdirigieren der wenigen Polizisten, zu Schimpf— und Wutszenen ... Das Gros des fahrenden Publikums, das die Innere Stadt um halb 3 Uhr verließ, brauchte im Automobil von der Praterstraße bis zum *Flugfeld* anderthalb bis zwei Stunden, und Legionen von Wagen standen in wüstem Gedränge

eingekeilt vom Praterstern bis zur Reichsbrücke gegen drei Viertelstunden, ohne auch nur einen Meter zurücklegen zu können. Hauptursache an diesen Zuständen war wohl ein Unfall. Ein Sandwagen stürzte auf der Reichsbrücke quer über den Weg, so daß Feuerwehr mühsam bis zu ihm vordringen mußte, um dieses Hindernis aus dem Weg zu räumen ... ¹«

Sie können noch nicht gehen, sie können noch nicht fahren, und sie wollen schon fliegen. Eine Flugwoche wird veranstaltet, und die Leute kommen nicht bis zum Flugfeld. Der Titel heißt »Die Flugwoche«, der Untertitel »Ein Verkehrschaos«. In den Wolken ging's zur Not — aber bis man zum Prater kommt! Die Aeroplane möchten schon, aber der Sandwagen will nicht. Es gibt nur ein Mittel, definitiv den Fremdenverkehr so zu sichern, daß die arme Seel' wirklich a Ruh hat: man veranstalte in Wien eine Gehwoche. Da wird das Ausland spitzen, Europa wird dabei sein wollen und Amerika wird sagen: All right, da schau i ja!

* * *

ALL RIGHT, DA SCHAU I JA

Und kaum hatte ich das Unmögliche erfunden, so ist es auch schon wahr. Der Wunschtraum einer Verbindung des Pazifischen mit dem Spezifischen ist erfüllt. Auf den österreichischen Staatsbahnen sind statt der Handtücher kanadische Aussichtswagen eingeführt worden. Unternehmer hatten es längst auf den bekannten Dornröschenschlaf der Gegend abgesehen und die Entdeckung durch Amerika nahm ihren Anfang. Sie hatten so viel schon von unsern Luftreservoirs gehört, von unserem Alpenpanorama und vor allem davon, daß wir auch sagemumwoben sind. Singend, lachend, träumerisch, wie ihnen die Gegend geschildert worden war, fanden sie sie vor, und aus den Aussichtswagen hört man jetzt täglich, besonders wenn ein Tunnel vorüber ist, entzückte Rufe, wie zum Beispiel: Ah! Oder das gewisse: All right, da schau i ja! Es war den Amerikanern längst schon bekannt, daß der Niagarafall ein armer Teufel neben dem Hochstrahlbrunnen ist, aber was sie in der Wachau zu sehen bekamen, übertraf doch weit ihre Erwartungen. Denn überall fanden sie, wo immer sie auch hinkamen, ein Panorama vor und im Waggon eine Schreibmaschine, »zu deren Bedienung stets eine Typewriterin mitfährt«. Diskret wie unsere Zeitung ist, weiß sie darüber zu melden:

Heute fühlte man sich in den Aussichtswagen schon wie zu Hause, in den Waggonen der amerikanischen Gesellschaft versahen bereits junge Damen den Dienst bei den Schreibmaschinen und wurden von den Reisenden während der ganzen Fahrt in Tätigkeit gesetzt. Freilich waren es nicht wichtige geschäftliche Angelegenheiten, wie sie Amerikaner auf ihren Reisen zu erledigen pflegen, für welche die Fräulein in Anspruch genommen wurden. Die Gäste von heute stürzten sich sofort auf die neue Institution, um von den Damen

Ansichtskarten schreiben zu lassen. Für die Kultur war aber auch sonst gesorgt. Denn nicht nur daß Karl der Große die Avaren bei Melk schon vertrieben hat und daß es auch die Donaupiraten nicht mehr gibt, die einst dort gehaust haben, während jetzt die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft den Betrieb über hat — namentlich von Georg Scheck vom Walde erzählt die Presse »böse Dinge« —, nein, es ist auch eine Bibliothek vorhanden, die Buchhändler

1 Man sehe, daß die Erfindung des Automobils und des Staus gleichzeitig erfolgten

Hugo Heller unter Berücksichtigung der modernen Literatur, namentlich des Heimatlandes, verständlich eingerichtet hat. Außerdem sorgten 16 Wachauerinnen für Abwechslung. »Die Damen«, erwähnt die Neue Freie Presse, waren für die Gäste ein lieblicher Anblick, den sie mit Behagen genossen«; sie wurden »von den begeisterten Amerikanern und Engländern unablässig photographiert«. Der Bürgermeister von Spitz aber gab der Hoffnung Ausdruck, »Spitz im Weltverkehr zu sehen«. Die Amerikaner erwiderten, sie wollten sehen, was sich machen läßt. Krems dagegen wird schon heute »das niederösterreichische Nizza« genannt. Nun pfeift die Bahn durch das verträumte Tal, natürlich um auch ihrerseits das Dornröschen zu wecken. Auf einmal bemerkt man Ruß, aber es ist nur das bekannte Herrenhausmitglied. Persönlichkeiten gesellen sich, und es gibt reizende Episoden. Man bemerkte das malerische Aggstein, ferner den Regierungsrat Stukart. Aus allen Waggons konnte man ein entzücktes Ah! hören. Mister Altmann und Gattin verteilen Cakes. Einer »toastierte auf die Presse und Frau Altmann«. Einer toastierte in begeisterter Lobrede auf Österreich. Diesen feierte einer in einem Toast als begeisterten Lobredner Österreichs. Ein höflicher Kanadier sagte, er wisse jetzt schon, wo Österreich sei, und habe den Eindruck, daß diese prachtvolle Bevölkerung in vollster Harmonie lebt. Plötzlich sieht man ein Wandelpanorama. Da verließ der Ruß den Zug, »dafür stieg Abg. Dr. Sustersic ein«. Auf dem Perron waren Frau Oser und Herr Simon. Der Mond ergoß sein magisches Licht. Von zackigem Fels schaut Dürnstein in die Tiefe, es fällt der Name »Richard Löwenherz«, und der Generalrepräsentant der Canadian Pacific Company versichert hierauf, daß die intelligente und unternehmungseifrige österreichische Handelswelt alle Aussicht habe, drüben einen profitablen Markt zu finden.

* * *

AUF DER SUCHE NACH FREMDEN

die sich durch die vielversprechende Wiener Hotelannonce: »Bäder im Hause« wider Erwarten nicht einfangen ließen, hatte man sich zu Konzessionen an den Zeitgeist entschlossen und erließ die Hotelannonce: »Lift im Hause«. Die Fremden aber wußten, daß es auch Wurzerei im Hause gebe, und sagten ab. Da tat man denn das Äußerste und rief: »Kruzitürkenüberanand, Beethoven im Hause!« und arrangierte eine Musikfestwoche. Zu dieser drängten sich nun rechtzeitig so viele Wiener, um die Fremden zu sehen, daß diese hinterher keinen Platz fanden. Einige waren tatsächlich gekommen und von den Vertretern der Presse agnosziert worden. Die Hotels wurden abgesucht, und unter dem Titel »Präludien zur Musikfestwoche« konnte festgestellt werden:

... Es ist selbstverständlich, daß man *diesem ersten Versuch, Fremde — nicht nur aus der Monarchie, sondern auch aus dem Auslande — durch besondere Darbietungen auf dem Gebiete der Kunst nach Wien zu bringen, mit den größten Hoffnungen entgensieht*. Und es *scheint, soweit man nach dem bisherigen Stande der Anmeldungen urteilen kann, daß diese Hoffnungen nicht enttäuscht werden dürften*. Wenn man zum Beispiel im Hotel Bristol oder Meißl & Schadn nachfragt, so lauten die Auskünfte *recht befriedigend*. Bristol hat über 25 Zimmerbestellungen speziell für die Musikwoche, im Meißl & Schadn trifft aus Deutschland heute eine ganze Gesellschaft von 21 Personen ein. Am 26. Juni wird eine größere Gesellschaft aus England erwartet. Hotel Sacher und

Erzherzog Karl haben *desgleichen sehr viele* Zimmerbestellungen, erfreulicherweise *auch eine ganz beträchtliche Anzahl aus dem Auslande* ... Da die Karten nur unter Angabe des Namens und der Adresse vorgemerkt wurden, so kann man daraus eine gewisse Berechnung über den *Prozentsatz der Inländer und Ausländer* anstellen. Ungefähr *30 Prozent* der bis jetzt angemeldeten Teilnehmer sind Nichtwiener und davon die Hälfte Ausländer ... In der Liste der Angemeldeten finden sich *Namen*, die in der künstlerischen oder Gelehrtenwelt einen sehr guten und auch *internationalen Klang* haben, wie Dippel, der Direktor der Metropolitan Oper in Newyork, der Geheimrat Neisser aus Breslau; aber das sind *im Grunde* genommen *keine eigentlichen Fremden* für Wien. Dagegen fehlen noch die großen und ganz großen Namen aus England und Amerika, mit denen andere Städte ihre Fremdenlisten *aufputzen* können ... »«

21 Zimmerbestellungen bei Meißl & Schadn! 25 bei Bristol! Am 26. Juni! Dazu 30 Prozent! Macht 102! Man bekommt Herzklopfen. Wenn auch die Fremden eigentlich keine internationalen Namen haben und die internationalen Namen keine eigentlichen Fremden sind, macht nichts, es ist kolossal. Und dabei hat man noch gar nicht berücksichtigt, daß die eigentlichen Fremden, die nach Wien kommen, mit Vorliebe im Hotel Holzwarth absteigen, weil dort das Fremdenblatt aufliegt! Dieser Beethoven, sagte ein Portier, reißt uns alle heraus. Seitdem wir den eing'führt haben, brauch'n wir kein Zimmertelephon nicht einführen, und unsere besten Passaschere, die was wegen dem Loch von an Schreibzimmer *raisonniert* haben, kommen jetzten sowieso wegen dem Mozart!

* * *

INTERVIEWS

Karlsbad, 4. Juli. Als gestern nachmittags die Nachricht eintraf, die 'Neue Freie Presse' habe in ihrem Abendblatte gemeldet, Herr v. Justh habe seine Würde als Geheimer Rat niedergelegt, begab sich ihr Korrespondent in die Wohnung des vielgenannten ungarischen Politikers, um an denselben die Frage zu richten, inwieweit die veröffentlichten Nachrichten des 'Az Est' auf Wahrheit beruhen. Herr v. Justh, der erst spät abends nach Hause kam, war sehr ermüdet und ließ sich entschuldigen, daß er nicht in der Lage sei, noch jemanden zu empfangen. Heute vormittags lud Herr v. Justh Ihren Korrespondenten ein, ihn zu besuchen. Herr v. Justh wohnt in einer Privatvilla. »Ich hatte die Absicht«, sagte Herr v. Justh, »Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen; allein mein Arzt Dr. Soma Perl sagte mir, Sie seien nicht immer zu Hause und er würde meine Einladung Ihnen übermitteln.«

Als also die Nachricht eintraf, sie habe, er habe, begab jener sich, um an denselben, inwieweit. Das ist die Politik. Herr v. Justh wurde nachts überfallen, und während der Polizist daheim nur seine Schulter berührt und gesagt hatte »Betrachten Sie das als Gewaltanwendung«, ließ der Korrespondent nicht locker. Das ist die Presse. Der Soma Perl aber weiß, wann der Journalist Sprechstunde hat. Das ist die Medizin. Der Geheimrat wurde spät abends, nachdem er sich bereits mit seiner Würde niedergelegt hatte, ein

siebzigjähriger Professor für englische Philologie dagegen frühmorgens überfallen:

Es ist idyllisch still draußen in der St. Veiterstraße, in der ein einziger Spaziergänger — ein Sicherheitswachmann mit blitzendem Heim — *nachdenklich* wie ein Peripatetiker hin— und herwandelt. Und tiefe Stille *webt* in diesem Raum, die nur ab und zu durch das dünne, weinerliche Gekläff jenes winzigen milchweißen Affenpintschers gestört wird, der mich schon bei meinem Eintritt ins Vorzimmer angefahren und der es wohl noch immer nicht verwinden kann, daß sein Herr zu so früher Morgenstunde von einem Besucher gestört wird. Nun öffnet sich die Tür und Professor Schipper tritt ein ...

Sofort beginnt dieser seinen Lebenslauf.

» ... Wenn ich an meine Jugend zurückdenke, so tauchen zunächst in meiner Erinnerung die glücklichen Semester in Heidelberg auf. Es ist lange her. Anfang der sechziger Jahre war es.«

»*Also in Altheidelberg, wo, wie Meister Josefus singt, Blauäuglein lockend dreinblitzen?*«

»Ich studierte Theologie!«

»*Pardon, Herr Professor.*«

»In der Heidelberger theologischen Fakultät wehte damals ein sehr liberaler Geist. *Hausrat* war eine ihrer *Zierden*.«

»*Derselbe, der unter dem Pseudonym Georg Taylor historische Romane schrieb?*«

»Jawohl ... «

Einen so strengen Schmock hatte der Herr Professor gewiß noch nicht vor sich gesehen. Die Prüfung ging immer so weiter.

» ... Ende des Jahres 1871 wurde ich zu einem neu errichteten Lehrstuhl für neuere Sprachen sofort als ordentlicher Professor nach Königsberg berufen — vom preußischen Unterrichtsminister v. Mühler.«

»*Von jenem Mühler, der das famose Lied: G'rad aus dem Wirtshaus komm' ich heraus!, gedichtet hat?*«

»Jawohl ... «

Und das ist die Wissenschaft. Der schwergeprüfte Professor, der freilich ein wenig ungeduldig wurde, brummte dann öfter das Wort »Oxford«. Wen oder was er meinte? »Aberdeen«, sagte der Professor Viel leichter hat es Herr Nikisch ertragen. Ein Konzertlöwe springt nur so in die Stadt und würde ein schönes Gebrüll loslassen, wenn er im Hotel neben dem Stiefelputzer nicht gleich den Interviewer vorfände. Man will ihn natürlich »an Wien fesseln«, er schüttelt aber die Mähne und will nicht. Natürlich schwärmt er für Wien, preist die Musikfestwoche und hofft auf den Fremdenverkehr. Er scheint noch ganz atemlos zu sein.

Nikisch ist in einem Tempo aus Nordamerika, wo er mit dem Londoner Orchester seine große Tournee machte, nach London gefahren, hat sich dort fünf Wochen aufgehalten, ist weiter nach Wien gereist, hier heute morgens angekommen und hat gerade noch so viel Zeit gehabt, um sich die Hände zu waschen und zu frühstücken.

Zum erstenmale seit Amerika. Er wäscht sich, prustet und wiederholt, daß er das Ereignis für den Beginn einer neuen Entwicklung Wiens vom fremdenverkehrstechnischen Standpunkte aus betrachte. Und das ist die Musik.

* * *

VISION DES FREMDENVERKEHRS

Oh, es werden viele, viele Preußen kommen ...

* * *

DIE PROZESSION

... Speziell über die heilige Jungfrau hätten sie eine abfällige Bemerkung gemacht, worüber er natürlich besonders erregt geworden sei. — Richter (unterbrechend): Welcher hat das gesagt? — Angeklagter: Das weiß ich nicht mehr. Wodicka habe eine Virginia im Munde gehabt und den Hut beide auf hatten ... «

Stil, Milieu, Namen, Zigarrensorte: ganz Österreich in einem Satz.

* * *

ATTENTAT AUF EINEN PRIESTER

»In der überfüllten Kirche war der Vorgang glücklicherweise unbemerkt geblieben, und selbst die Gäste des Café l'Europe erfuhren erst nach mehreren Minuten, was eigentlich geschehen war.«

* * *

MAN MUSS DIE KNIE BEUGEN

»Mit Wien muß man freilich Berlin durchaus nicht vergleichen. Gegen Wien ist Berlin einem verwüsteten Dorfe gleichzuachten. Das lehrt schon der erste flüchtige Anblick, die Physiognomie der Straßen und der öffentlichen Orte. Je mehr man nun vollends in Wien eindringt, desto mehr überzeugt man sich von der Unererschöpflichkeit seiner Ressourcen. Ich bin zwar überzeugt, daß ich ein außerordentliches Los gezogen und in Wien eine Gesellschaft gefunden habe, die kein Ort der Welt jetzt mehr in dieser Trefflichkeit aufstellen wird ... aber diese großen und seltenen Gestirne ganz beiseite gesetzt, enthält Wien eine außerordentliche Menge interessanter Personen von zweitem und drittem Range (ich meine Werte gerechnet) die es für jeden, der nur nicht ausdrücklich und ausschließend öffentliche Vergnügungen sucht ... zu einem reizenden Aufenthalte machen muß ... das herrliche Steinpflaster, die Fiaker, die musterhafte Polizei und die unbegrenzte Freiheit, die man trotz dieser musterhaften und (wie ich gegen alle und jeden behauptete) nie lästigen Polizei genießt, sind Vorzüge von sehr großem Werte. Man muß die Knie beugen, wenn man erwägt, was Wien in der jetzigen gesellschaftlichen Verfassung von Europa ist ... «

Aber der Vergleich stammt aus dem Jahre 1803 (also nicht von Herrn Harden, sondern von Herrn Gentz) und es wäre darum besser, ihn zu unterdrücken, anstatt mit ihm zu protzen. Man könnte leicht aus jedem Jahr eine

glaubhafte Versicherung zur Stelle schaffen, daß Wien irgendetwas vor Berlin voraus habe. Aber das Fatale ist, daß im nächsten Jahr schon Berlin eben dasselbe vor Wien voraus hat. Denn Wien hat immer so lange die besten Kipfel, bis Berlin bessere hat. Der Kulturhistoriker hat das Recht, festzustellen, daß Wien 1803 das herrliche Steinpflaster hatte, während Berlin ein Dorf war. Wenn es aber der Lokalpatriot feststellt, ist er ein Trottel. Man hat hier einmal mit Recht die Knie gebeugt. Seit damals hat man aber nur das und nichts anderes getan. (Ecco — würde Herr Kerr sagen, den Berlin hat und der deshalb das einzige ist, was Wien vor Berlin auch heute noch voraus hat.)

* * *

DOCH NOCH

»Aus *Ostende* wird uns geschrieben: Ihr interessanter Artikel in der Sonntagsnummer: 'Heines Grab als Liebesbriefkasten' ist auch mir vor die Augen gekommen; gestatten Sie mir, eine kleine Bemerkung dazu zu machen, nachdem ich erst vorige Woche zu Heines Grab auf dem Montmartre gepilgert bin. Es mag wohl vorkommen, daß Heines Grabdenkmal vereinzelt als Poste restante für Liebende verwendet wird, doch zeigt die große Unzahl der dort niedergelegten Visitkarten, *hauptsächlich von Wienern*, welch' große Verehrung trotz alledem Heine besitzt. So fand ich unter anderem eine Visitkarte folgenden Inhalts: 'l. W., Wien, Gersthof (genaue Adresse war abgeschnitten). *Dem großen Satiriker einen herzlichen Gruß aus Wien.* Warte noch! Die Sonne bringt es doch noch an den Tag!'«

* * *

WENNS ERNST WIRD

und die Hochzeitsgäste schon bei der Zigarre halten, nimmt bekanntlich die sorgende Mutter die Braut auf die Seite und flüstert ihr noch geschwind jenes Geheimnis ins Ohr, dessen Kenntnis sie späterhin berechtigten soll, auch dem Gatten etwas ins Ohr zu flüstern. Diese Form der sexuellen Aufklärung vor Abgang des Zugs, die noch in Bürgerhäusern üblich und immerhin etwas weniger unappetitlich ist als die von der biologischen Erotik empfohlene (die schon im Kindergarten einsetzt und zwar auch nichts erlaubt, aber dafür dem Verbotenen seinen Reizwert nimmt), wird jetzt ihre wissenschaftliche Weihe erhalten. Mutter Urania, eine Schmöckin, die ihre Kinder bei der Flasche aufzieht, 'während die alma mater wenigstens schlechte Milch gibt, will »Brautkurse« veranstalten. Unter diesem Titel werden »allwöchentlich populär—wissenschaftliche Vorträge bedeutender Fachmänner abgehalten werden, in welchen junge Mädchen und Frauen über die wichtigsten Fragen des ehelichen Haushalts Aufklärung und Belehrung erhalten sollen.« Das höre ich mir einmal an! Die Liebe, der die Ehre erwiesen wird, zu den wichtigsten Fragen des Haushaltes gerechnet zu werden, interessiert mich, und für bedeutende Fachmänner habe ich ein Faible, besonders wenn sie den Damen erzählen, wie das Leben ist. Sie werden dabei gewiß so aussehen, wie der Mann in der Annonce, der »Höret!« sagt. Die Folge dürften glückliche Ehen sein, in denen die Geburtsanzeige etwa lautet: »In der Wintersonnwendnacht kam unser kleiner Klaus Gideon Fränkl zur Welt.« Mutter Urania gehört nämlich zu jenen Matro-

nen, die um ihrer Geistigkeit willen verehrt werden und um deren Schlafgemach die Söhne auf den Zehenspitzen kreisen, flüsternd: »Pst! Nicht so laut! Mama liest Goethe!« Wenn sie auch in Wahrheit Ganghofer liest.

* * *

DIE MÄNNER DER KUNST UND DER WISSENSCHAFT

»Schreibbüro—Inhaber Daumann bestätigt, daß zu den Vorstellungen der Nackttänzerin Villany außer der gesamten Münchner Künstlerwelt nur die Ärzteschaft, *mit Ausnahme der Zahnärzte*, brieflich eingeladen wurde ...

Der Präsident der Künstlergenossenschaft Professor v. Petersen findet, daß die Tänze von Anfang bis zum Ende dezent waren, ohne eine auf Sinnlichkeit hindeutende Bewegung der Geste, so daß das Nackte ganz verschwand. Niemand, auch nicht die Damen, haben an den Tänzen der Villany Anstoß genommen ...

Professor Frhr. v. Habermann bezeichnet die Tänze als im höchsten Grade ästhetisch und künstlerisch; sie entbehrten vollständig jedes erotischen Elements und konnten nur im höchsten Grade erzieherisch wirken. — Die gleich günstige Meinung hatten von den Vorstellungen auch die Professoren Hengeler und Herterich.

Schriftsteller Max Halbe war *angenehm enttäuscht* von den Tanzdarbietungen, er hat einen außerordentlich künstlerischen und ästhetischen Eindruck erhalten. — Schriftsteller Hermann Roth war ganz begeistert.«

* * *

DIE GROSSEN KÜNSTLER,

sagte Herr Anton von Werner, der Direktor der Berliner akademischen Hochschule für die bildenden Künste,

die großen Künstler geben stets sich selbst, ihr heißes zitterndes Herz, so wie es Ilse Frapan einmal ausgesprochen hat. Die Schriftstellerin hat in einer kleinen Novelle erzählt, wie sie einmal in Hamburg den schmutzigen Hof eines übel berüchtigten Hauses an einem regnerischen Herbsttage zeichnete, aber die Arbeit zerriß, als sie erfuhr, welchem Beruf das Haus diene. Das ist künstlerische Ehrlichkeit.

Herr Anton von Werner — das gibts immer noch — ist der Malermeister, der die großen Schinken für ein Berliner Nachtcafé geliefert hat. Das Nachtcafé selbst hätte er natürlich nie gemalt, sondern im Gegenteil die Arbeit zerissen, wenn er rechtzeitig erfahren hätte, was los sei. Das ist künstlerische Ehrlichkeit. Die Ilse Frapan ist ebenso geartet. Sie zeichnete ein Haus, als sie aber informiert wurde, war sie empört. Die Zeichnung, die sie zerriß, war gewiß ein Kunstwerk, und die Novelle, in der sie es erzählt, ist es natürlich auch. Die Novelle ist erhalten geblieben, wiewohl darin von dem Haus die Rede ist. Auch das Haus wurde nicht zerstört, was viel einfacher gewesen wäre, sondern nur die Zeichnung. Und doch gibt es so viele Bordelle, während eine Zeichnung von der Ilse Frapan etwas Rares ist. Aber als sie in dem schmutzigen Hofe stand und erfuhr, was los sei, da muß sie wohl in höchster Erregung gehandelt haben und war erst befriedigt, als sie die Hand an ihre

Zeichnung legte. Nur Selbstvernichtung bleibt einer Künstlerin übrig, die vor einem berühmten Haus an einem regnerischen Herbsttage steht und plötzlich erfährt, was sie da gezeichnet hat. Das ist künstlerische Ehrlichkeit. Und wenn man nun bedenkt, daß es fünfzig Millionen Deutsche gibt, die solche Dinge mit Gusto lesen und anschauen und sich erzählen lassen, und daß kein Erdbeben eintritt, dann staunt man über die Geduld der Chinesen, die es vorziehen, republikanischen Schabernack zu treiben anstatt die Nation der großen Künstler sich in der Nähe zu besehen. Alles drängt zur Kastrierung, künstlerische Ehrlichkeit bekennt offen, daß das Vergnügen erst jenseits des Geschlechtslebens beginne, und die das Messer in der Hand haben, sollten zögern? Sie schneiden lieber ihre Zöpfe ab? Und doch sieht der deutsche Mann aus wie der Anton von Werner und das deutsche Weib wie die Ilse Frapan. Und doch hat der deutsche Kaiser über den Witz: »welches Meer ist noch größer als die Nordsee und die Ostsee? Die Berliner Schnaut—see!« sich gekübelt.

* * *

DIE SCHAPIRO

ist rehabilitiert worden. Von mir nicht. Sie wird weiter den Mädchen von Mainz nachsteigen, um sie vor jenen, die es auch tun, zu behüten. Die Polizeiasistentin Schapiro wäre beinahe ein Opfer des Mädchenhandels geworden: sie ist gerettet. Aber der Polizeiaspirant Bruder ist beschädigt. Warum gerade er? Was hat er denn furchtbares getan?

Verteidiger: Haben Sie amtlich auch gegen solche Mädchen etwas unternommen, mit denen Sie selbst intimen Verkehr gehabt haben? —

Präs.: Sie können die Beantwortung dieser Frage verweigern. —

Zeuge: Ich habe wie jeder junge Mensch *poussiert*. Jetzt aber deutet alles mit Fingern auf mich, als ob ich Furchtbares getan hätte.

Furchtbares tun immer die Mädchen, nicht der Polizist, der gegen, sie einschreitet, nachdem er *poussiert* hat.

Zeuge Bruder: Daß ich mit dem Mädchen Beziehungen hatte, ist richtig. Es ist auch richtig, daß sie behauptet hat, von mir in anderen Umständen zu sein ... Mir war nun bekannt, daß die E. sich unter den verschiedensten Namen in Mainz aufhielt. Sie hatte mir eine Wohnung angegeben, die nicht stimmte, und sie war polizeilich nicht gemeldet. Das habe ich gelegentlich dem Polizeikommissar Kindhäuser gesagt, daß dieses Fräulein nicht gemeldet sei. Weiter habe ich nichts getan. Kommissar Kindhäuser hat das Mädchen vorgeladen ...

Verteidiger: Wenn Sie nicht wußten, wo das Mädchen wohnte, wie haben Sie denn auf ihren Brief geantwortet? —

Zeuge: Postlagernd. Sie bekam, soviel ich weiß, täglich 200 postlagernde Briefe. —

Verteidiger: Woher wissen Sie denn das? —

Zeuge: Das hat mir ein Postbeamter gesagt. —

Verteidiger: Gibt es denn da kein Dienstgeheimnis? Haben Sie den Beamten danach gefragt? —

Zeuge: Das weiß ich nicht. *Wenn ich alles über dieses Mädchen erzählen sollte, müßte ich ein ganzes Buch füllen.* Sie gab sich als Gräfin aus, behauptete, von einem Artillerieoffizier zu stammen,

der sich erschossen hätte; *kurz, das Mädchen war das reinste Orakel*. Später wurde sie von dem Kriminalschutzmann Pelzer aus einem Hotel geholt.

Warum gerade er? Ist dieser Bruder nicht unser aller Bruder? Er verachtet, was er genossen hat. Wäre er Oberlehrer, er würde der E. eine schlechte Sittennote geben. Wäre er Offizier, er würde sie niedersäbeln — wir haben es erlebt. Wäre er Kaufmann, er würde ihr nichts zahlen. Wäre er Arzt, er würde sie krank machen. Da er Polizist ist, so leitet er die Amtshandlung ein. Nun eben. Jeder stellt seinen Mann; wie er kann; was ist da dran. Gibt es etwas Deutscheres als diesen deutschen Bruder und die Welt um ihn? Wie hat sie sich seit den Zeiten verändert, da man vor Gericht noch eine rechtschaffene Phryne von einer zweifelhaften Pythia unterscheiden konnte! Heute werden die Orakel von den Kriminalschutzmännern aus den Hotels geholt.

* * *

VON THEATERDIREKTOREN, JOURNALISTEN UND RICHTERN

Der Theaterdirektor, der seine Damen durch Verabreichung geringer Gagen »zum Laster zwingt«, ist der Popanz welt- und bühnenfremder Sozialpolitiker, zu denen Dramatiker vom Schlage des »Freiwild«—Dichters und neuestens auch die soziologisch gestimmten, daher völlig talentlosen Schauspieler zählen. Die Zeitungen nehmen ihn ernst und bekämpfen ihn mit Leitartikeln. Der ungleich widerwärtigere Typus des Theaterdirektors hingegen, der seine Damen trotz Verabreichung geringer Gagen zur Tugend zwingt, erscheint den Herren spaßhaft und beschäftigt nur die Schmucknotizenschreiber. Woraus folgt, daß es dieser ganzen unsauberen Gesellschaft, die Meinungen wie Aschinger—Brötchen verausgabt, mehr um das Moralische als um das Soziale zu tun ist. Der Herr Gregor von der Hofoper, ein Herr, der offenbar im guten Glauben nach Wien kam, daß er vor der Oper und nicht in der Oper Ordnung machen solle, jener vorzügliche Berliner Schutzmann, der irrtümlich an eine Stelle berufen wurde, wo Mozart und nicht Jagow den Ton angibt, ein musikalischer Verkehrsbeamter, der die ihm untergebenen Organe durch Erlässe heiser macht, hat plötzlich in Erfahrung gebracht, daß die Ballerinen Verhältnisse haben. Anstatt nun — wenn ihm dies schon nicht paßt, weil es dem Gedanken »Ordnung muß sein« zu widersprechen scheint — versuchs- halber ihre Monatsbezüge von vierzig Kronen auf zweitausend zu erhöhen, hält er eine Rede und erklärt, daß er die Unmoral nicht dulden werde. Nun müßte man schon einem Theaterdirektor, der etwa einem Mitglied die Reduzierung seiner Gage von zweitausend auf vierzig Kronen androhte, um es zur Tugend zu überreden, mit einem Leitartikel über die Schnauze fahren. Aber der dreiste Eingriff in das Privatleben der Schauspielerinnen ohne die geringste finanzielle Entschädigung, also weit schlimmer als der Versuch, die Unsittlichkeit mit Hunger zu bestrafen, oder als die Spekulation auf den Prostitutionsgewinn, nötigt dem Notizler ein Schmunzeln ab. Der Direktor wolle — so wird am Sonntag geplaudert —

»die üblichen 'Freundschaften' der Ballettdamen nicht länger dulden, sondern sei gesonnen, besagte Ballettdamen, bei denen Freundschaft niemals ein 'leerer' Wahn ist, mit eigener, rauher Hand auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Man kann auf den Ausgang dieses gigantischen Kampfes von Zentauren und Nymphen sehr begierig sein.«

Die Freundschaft der Satyrln, die dabei zuschauen, ist aber bekanntlich auch kein leerer Wahn, und wenn die Hingabe der Nymphen noch einen Schein von Freiwilligkeit hat, so muß ja dort faktisch jede Spalte bezahlt sein. Aber für den losen Sonntagshumor könnten noch extra ein paar Ohrfeigen draufgegeben werden. Der Kerl hat sie sich redlich verdient, der über diesen Fall nichts anderes auszusprechen weiß als die scherzhafte Besorgnis, »daß die geschmeidigen Damen des Balletts vom Wege direktorialer Tugend immer mit einigen Pas wegehüpfen werden.« Mit einer solchen Presse haben Theaterdirektoren, die den Größenwahn zum Führer ihrer Weltfremdheit machen, leichtes Spiel. Da konnte wohl ein Papst der Disziplin seine gregorianische Herrschaft aufrichten, und redet nun unaufhörlich von den Dingen, die verboten sind. Es wird gewiß noch so weit kommen, daß er das laute Singen verbietet, das ohnedies schon manchmal so zwischen sieben und zehn das Publikum stört. Mit den Weltmächten traut er sichs aufzunehmen: die Liebe hat er verboten, den Hunger noch nicht. Ihm gehts aber gut. Denn was immer Theaterdirektor heißt, wird in Wien journalistisch umwedelt oder durch geschickte Angriffe in seiner Stellung befestigt. Wenn einem dieses Wiener Geschmiere nicht die Befassung mit dem Gegenstand verkelte, würde ich mirs zutrauen, in einer Saison sämtliche Wiener Theaterdirektoren unmöglich zu machen und die Schutzleute, Pferdehändler, schlechten Schauspieler und sonstigen Berufe, die heute in Wien Bühnen leiten, eben dorthin zu schicken, von wo sie gekommen sind. Da hülfe kein Grüßen auf der Straße. Aber das Problem, an und für sich nicht sehr sauber, ist journalistisch verschmiert. Der Fall jenes Herrn, der mit dem Vornamen Rainer heißt und der eine Ballerine in den Nacken geschlagen hat, ist in der Wiener Presse mit dem trockenen Gerichtssaalbericht abgetan worden. Jede Zeile des Berichts schrie nach jener Ausführlichkeit, die diese hündische Presse dem letzten gesellschaftlichen Unfug widmet. Nicht zuletzt die Stelle, da ein Schauspieler, der im Kaffeehaus seinen Direktor schwerer belastet hatte als vor Gericht, über diesen Zwiespalt befragt, versicherte, er hätte »nicht gewußt, daß es zur Verhandlung kommen werde«. Das Ganze war ein Fall, bei dem das Zusammenspiel von Rolle und Lebensfigur, von Sklavenhändler und Direktor, von der mißhandelten Sklavin, die mit halbgeschlossenen Lidern »entrückt dieser Welt« hinzusinken hat, und der mißhandelten Themis, die in der gleichen Lage ist, jeden beherzten Zuschauer fortreißen mußte. Der Herr bekam 100 Kronen wegen Ehrenbeleidigung, der Schlag in den Nacken, hieß es, sei »als Bühnenhandlung aufzufassen«. Ich stellte den Fall mit dem andern zusammen, der mit sieben Jahren schweren Kerkers für einen Trunkenheitsexzeß, bei dem eine Uhr geraubt wurde, abgeschlossen hat¹. Es gab einmal einen Strafrichter — heute schreibt er zum Glück schon Feuilletons —, der für eine Beleidigung, die ein Versammlungsredner gegen einen andern beging, zwei Monate hergab, und kürzlich ist ein keineswegs angenehmer Advokat, der den Herausgeber eines von Skandal und literarischem Diebstahl lebenden Blattes an seiner Ehre kränkte, zu 5000 Kronen verurteilt worden. In Wien sprechen bekanntlich die Bewohner der verschiedenen Bezirke verschiedene Dialekte und es bedarf immer erst der Intervention des für alle sachverständigen Herrn Pötzl, um aufzuklären, daß wenn man einem in Varing das Beuschl ausreißen will, dies in Ottakring eine Ehre sei. Wien hat zwei Millionen Individualitäten, die zusammen zweihunderttausend Ehrbegriffe haben. Da ist es denn nicht unbegreiflich, daß die Justiz im Finstern tappt und die Bezirksrichter zwischen 100 und 5000 Kronen Rösselsprünge machen, deren Schauspiel einer bloß vom Gesetz und nicht von der Individualität regierten Außenwelt als der größte Justiz-

1 s. Heft 351 # 09 »Glossen«, dort »Themis, mit halbgeschlossenen ... «

skandal erscheint. Ein Wiener Gleichmaß ist nur durch eine gleichmäßig schlechte Presse verbürgt und durch ihr Verhältnis zu den gleichmäßig schlechten Theaterdirektoren. Und durch sonstige Einrichtungen, die gleichmäßig schlecht funktionieren. Und überhaupt. Denn die Wiener Einheit ist eine Kollektiv—Garantie: Mir san mir.

* * *

WEIT GEBRACHT

Der Präsident des Vereines des Deutschen Volkstheaters — solche Funktionäre, Tätigkeiten und Verhältnisse gibts wirklich — sprach überschaugend die Worte:

Es gab noch eine Reihe bemerkenswerter Erstaufführungen, von denen nur Felix Saltens »Das stärkere Band« eine etwas nachhaltigere Wirkung erzielte, aber ein kräftig, auch finanziell recht einschlagender Erfolg wollte sich in diesem Spieljahre nicht einstellen. Die Direktion kann sich aber mit dem ehrenden Bewußtsein trösten, daß sie ihn nicht mit Mitteln herbeizuziehen versucht hat, die dem Ansehen und dem Charakter des Deutschen Volkstheaters nicht entsprochen hätten.

Manche Sprichwörter, wie zum Beispiel das vom Fuchs und von den Trauben, scheinen Plagiate an Erkenntnissen zu sein, die man frisch gedruckt liest. Die Leute habens ja nötig, die unsaubern Mittel zu verschmähen, besonders wenn sie in Einem zugeben, daß sie das Stärkere Band aufgeführt haben. Aber immerhin kleiden sie ihre finanzielle Reue, nicht weniger als Fünf Frankfurter abgelehnt zu haben, in künstlerischen Stolz. Und ferner ist es bemerkenswert, daß ein Hoftheater nicht in Grund und Boden sinkt, auf dessen lukrative Schmach ein Privatunternehmen mit so schnöden Worten anzuspieren wagte. Es ist jetzt nicht nur wahr, sondern auch ausgesprochen, daß die Hofbehörde ihr Geschäft durch etwas gerettet hat, was dem Ansehen und dem Charakter des Herrn Weisse nicht entsprochen hätte. Wie sagt doch der Volkstheaterbesucher beim Anblick Egmonts im Kerker — das Volkstheater ehrt seine Klassiker — wie sagt er doch? »Weit gebracht!«

* * *

DER NACHRUF

» ... Zwei Gattungen von Menschen finden hier oft leichte Wege: Schranzen, die sich bücken und beugen und die bei den Handlungen, die ihnen zugemutet werden, auch keinen inneren Widerstand spüren; aber auch die scheinbar Wilden, die den Staat und die Gesellschaft zu zertrümmern drohen, bei denen jedoch der Kenner die zynische Grundstimmung herauswittert. Freiherr v. Berger war kein Schranze und kein Zyniker. Seine politischen Meinungen waren so gemäßigt und so unbestimmt, daß er gerade noch zu den Altliberalen sanftester Gangart gezählt werden konnte ... Wenn die Verhältnisse ihn dazu zwangen, konnte er auch höfisch sein, und nie hat er sich als Nackensteifer, den keine Rücksicht bändigt, brüsten wollen.«

Aber sie fährt fort:

»Allein er mochte sich bücken, so viel er wollte, der Eindruck blieb, daß er sich doch nicht ganz hergebe, daß sein innerer Mensch die Freiheit behalte und daß sein wahres Urteil nicht von dem Zwange der amtlichen oder gesellschaftlichen Abhängigkeiten gefesselt werden könne. Ein Schimmer, der über seine Augen flog, ein Zucken der Lippen, etwas, was über sein Gesicht zog, verrieten ihn ... Wenn er sprach, war Nestroy zu hören in der Kunst, das Unechte und Falsche aus dem faulen Kern herauszuholen und dafür ein Wort zu finden, das niederprasselte und haften blieb ... «

Berger war es, nicht ich, der das Wort Journaille gefunden hat.

* * *

ANZENGRUBERS BEZIEHUNG ZUR MUSIKWOCHE

wurde angefochten und mußte darum verteidigt werden. Zugegeben wird, daß ein tieferer Zusammenhang fehlt. Aber erstens heißt es im »Pfarrer von Kirchefeldt: »'s liegt in der Luft, wie a Kirchenlied und wie a Schnadahüpfel«. Zweitens hat Anzengruber ein Gedicht geschrieben, welches »Lied vom Leide« heißt. Drittens »erinnert man sich noch der klangvollen Strophen des 'Festliedes', das er zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der 'Concordia' formte.« Wenn man sich aber auch nicht erinnert, so steht doch viertens fest, daß »auch seine ernstesten Dramen Schnadahüpfel als heitere, musikalische Ruhepunkte durchziehen«. Fünftens hat er »die Harmonien des Weltalls so lauter gefühlt und sie seinen Steinklopferhans in Worten aussprechen lassen, die von so lauterer, innerlicher Musik des Gedankens widerhallen«. Wem das aber noch immer nicht laut und lauter genug wäre und wer etwa der Ansicht sein sollte, daß diese ganze gejuchezte Sphärenmusik ein armseliges Geräusch ist neben den Verstimmungen eines Nestroy, dem wird der »Meineidbauer« zwischen Beethoven und Bruckner berechtigt erscheinen, wenn er sechstens liest: daß von der Figur des Hausierers Levy »Jargonanklang gefordert wird«. Aber gerade den — Pech — hat der Darsteller »diskret behandelt«.

* * *

WOHER HAT ER DAS?

Nämlich Arthur Schnitzler, nämlich

diese Intime Kenntnis, die von der Volkssängerin bis zum Prinzen, vom Fiaker bis zur Gräfin reicht, und vom Wurstelprater bis zum Schwarzenbergplatz? Man kann dasjenige, *was in jedem Talent unerklärlich ist*, in diesem Falle bis zu einem gewissen Grade erklären, denn Schnitzler ist der Sohn eines

Nein, raten! Herr Auernheimer weiß es, da ja er von der literarischen Verwandtschaft ist. Die Frage, woher Schnitzler es hat, drängt wohl zur Antwort, daß er der Sohn eines Fremdenführers ist, der, ursprünglich dem väterlichen Berufe bestimmt, sich später auf Anraten eines Franzosen der Literatur gewidmet hat? Fast erraten! Denn:

Der Hauptmannbiograph Paul Schlenker führt einmal die profunde Menschenkenntnis seines Dichters darauf zurück, daß der Vater Hotelier war, ein Beruf, der, wie Schlenker sagt, zur Men-

schenkenntnis geradezu erzieht. *Um wie viel mehr gilt das vom Arzte.*

Die intime Kenntnis, die bis zum Schwarzenbergplatz reicht, ist also erklärt, Schnitzler ist der Sohn eines hochangesehenen, ja zu seiner Zeit berühmten Wiener Arztes, in dessen Wartezimmer ganz Wien verkehrte.

Das Orientierungsvermögen Schnitzlers — dasjenige, was in jedem Talent unerklärlich ist — leitet sich also von keinem Fremdenführer her, wie man unbedingt glauben mußte, vom Vater hat er nicht des Lebens ernstes Führen, sondern etwas ganz anderes: die Lust zu ordinieren. Aber daß der Vater Arzt war, erklärt noch nicht alles. Es reicht zwar zur Erklärung der bekannten Tatsache, daß Schnitzler »die Menschen im Gespräch sorgfältig abklopft, ihnen den Puls fühlt und ihnen in die Augen sieht« und sich auch sonst in Wien gut auskennt. Das Dramatische wäre jedoch damit noch keineswegs erklärt. Woher hat er das? Da muß wohl noch etwas Besonderes hinzugekommen sein. Aber was?

Ein besonders günstiger Umstand kam noch hinzu: der Vater war nicht nur Arzt, sondern Theaterarzt, und so wurde wahrscheinlich das noch schweifende Talent des Sohnes frühzeitig von der Bühne fixiert. Der junge Schnitzler brauchte nicht einmal ins Theater zu gehen, er hatte das Theater im Hause. Schauspieler und Sänger, Künstler aller Art verkehrten bei seinem Vater und saßen im Wartezimmer zwischen den Prinzen von Geblüt und den amourösen Frauen der bürgerlichen Gesellschaft; nicht zu vergessen die Theaterdamen, von der gefeierten Diva bis herunter zur namenlosen kleinen Sängerin oder Choristin, die nun alle zusammen den amüsantesten Winkel des Schnitzlerschen Werkes bilden. Auch ihre Bekanntschaft machte der selbst noch auf seine Berufung Wartende im Wartezimmer seines Vaters.

Dort sind aber die Geheimnisse der Seele noch nicht in Erfahrung zu bringen. Gehen wir weiter:

An das Wartezimmer stößt das Ordinationszimmer. *Gibt jenes einen äußeren Querschnitt durch die Gesellschaft, so lernt man in diesem die innere Struktur des Menschen kennen.*

So wurde der Dichter. Jetzt hätten wir alles. Bleibt nur noch die Sorge, ob er uns das Lustspiel schenken wird ... Was aber das Sterben anlangt, so wird die Platzkenntnis im Jenseits wieder von anderen Psychologen erklärt. Einer beruhigt uns vor allem darüber, daß die Diagnosen, die Schnitzler in seinen Werken stellt, durchaus zutreffen.

» ... Überdies hat das Medizinstudium Schnitzlers noch etwas Gutes: alle die Personen, die in seinen Stücken und namentlich in seinen Novellen von hinnen gehen, sterben eines soliden Todes. Man weiß genau woran, und man ist beruhigt, daß die Behandlung eine richtige gewesen ist. Man denke an die Frau, die den Geliebten ohne Nachricht läßt, weil sie von Kopftyphus befallen, zu Bette liegt, das sie nicht mehr verlassen soll; man denke an Personen, die zunächst nicht einmal sterben, sondern nur unglücklich werden. Wie zum Beispiel jene Liedersängerin, die alles Augenlicht verliert. *Wieso wird sie blind?* Wir lesen's ausdrücklich: Infolge einer Gehirnhautentzündung.

Wie erklärt sich aber der Weg ins Freie?

... Am liebsten nahm Arthur Schnitzler sein Nachtmahl im Freien. Dieses Nachtmahlen im Freien — es ist bis heute eine Art Schwär-

merci des Dichters geblieben. Zum fünfzigsten Geburtstag wußte er sich kein lieblicheres Geschenk als sich eine kleine freie Veranda an die Gartenseite seiner Villa bauen zu lassen. *Da wird soupiert.* Das Richtige ist freilich das volkstümliche Abendessen in einem Wirtshausgarten — bestehend aus Gulyas, Käse und Bier. Als Nachtschisch eine dünne Virginier. Da sieht man Leute, die man später einmal brauchen kann!

Nun wäre schon vieles erklärt, der Dichter im Arzt, der Arzt im Dichter, der Dramatiker, der Villenbesitzer, der starke Esser, das Nachtmahl im Freien, der Weg zur Neuen Freien, kurz das meiste. Wie aber erklärt sich Schnitzlers Wesen überhaupt? Ganz einfach: aus der Rasse. Ja, aber aus welcher Rasse? Ganz einfach:

Seine Art und sein Werk sind ein Dokument *unserer* Rasse. Die alte Kultur des *Wienerischen* und die noch ältere des *Jüdischen* sind die Elemente seines Wesens.

Herr Specht ist es, der so zwischen den Rassen schwankt. Herr Großmann, der viele politische Überzeugungen, aber dafür nur eine Rasse kennt — der als Anarchist zur Arbeiter—Zeitung, als Sozialdemokrat zum Berliner Tagblatt und als Journalist zu einer Theaterdirektion kam, jedoch im Rassenpunkt immer Farbe bekannt hat — drückt sich viel klarer aus:

Ein Schulkamerad Schnitzlers erzählte mir: »In der Schule hat er meistens einen sehr schönen Samtanzug getragen ... Man kann sich den milchweißen und rotblonden Buben vorstellen, der mit großen melancholischen, die Erfahrungen eines jahrtausendealten Volkes bergenden Augen dreinschaute, (auch wenn man das Bild des reifen Arthur Schnitzler betrachtet).

Vom Wurstelprater bis zum Schwarzenbergplatz, vom Jordan bis zur Donau, vom Anarchismus bis zur Theaterdirektion wahrlich, das alte Volk hat seine Erfahrungen und kennt sich aus. Aber ich, ein Abtrünniger aus ganzem Herzen, kenne mich noch besser aus, ich weiß, wie Jubiläen entstehen, und ich zeige, wie sie aussehen. Wieso werd' ich nicht blind? Woher hab ich das?

* * *

DER BIOGRAPH

In Deutschland ist eine Biographie erschienen: »Arthur Schnitzler« von Dr. Julius Kapp. Nur ein Blick: in dem einleitenden Kapitel über das »Literarische Jung—Osterreich« ist auf S. 12 von Walther von der Vogelweide die Rede. Auf S. 14 steht bereits:

Hier (im Burgtheater) lernten sie (die Jungwiener), wie der Mensch dem Leben gegenüber zu stehen hat, hier sahen sie dicht nebeneinander das Banalste, wie das Höchste, sowohl die neueste Mode, den gesellschaftlichen Schliff, wie die innere Noblesse. *Schnitzler war damals der einzige von ihnen, der eine eigene Wohnung besaß ...* Bei ihm kamen nun die Freunde zusammen, und heftige Debatten über literarische und künstlerische Fragen *huben an.* Hermann Bahr, der früh in der Welt herumgekommen war, andere Länder und Kulturen kennengelernt hatte, *berichtete begeistert von den Begebnissen, die sich draußen abspielten ...* und erweckte in den Freunden, die nur die Wiener Luft kannten und sich beengt fühlten, *heiße Begier, auch mittun zu können, teilnehmen zu dürfen an der Entwicklung, die sich da draußen vor*

ihren Augen vollzog. Sie wollten hinaus, auch mitstreiten, »mit Europa« nannten sie es. Dann aber, *wenn sie sich in wilder Debatte heiser und müde geschrien hatten, gingen sie hinaus in den dämmernden Morgen, begleiteten sich hin und her nach Hause, und hier, in dem stillen Frieden der Nacht befiel sie ein wohliges Gefühl*, das sie die Einsamkeit schätzen lehrte, und sie waren froh, nicht draußen im Kampf stehen zu müssen.

So ist die Wiener Dekadankse entstanden. In ähnlichen Kretinismen geht es durch 180 Seiten. Daß Walther von der Vogelweide keine eigene Wohnung besaß, wie Schnitzler, sondern viel in der Welt herumkam, wie Bahr, wird nicht gesagt. Der Verleger schickt aber die Versicherung mit, daß die scharfumrissene Gestalt Schnitzlers seit zwanzig Jahren im Vordergrund des literarischen Lebens stehe. Unbeirrt um der Menge Beifall oder Mißgunst strebt er unermüdlich auf eigenen neuen Wegen zur Höhe. Das Portrait, welches die Biographie schmückt, sei vom Dichter selbst ausgewählt. Manche Eigentümlichkeiten der Schnitzlerschen Werke erklärten sich leicht, wenn man sie als nationale anspreche ... Kapp erfüllt alle Erwartungen. Hauptsächlich aber muß ich ihm dafür danken, daß er Schnitzlers bedeutendsten Gedanken wörtlicher zur Geltung gebracht hat als ich selbst. Hier kommt es auf jeden Buchstaben an:

»Jeder muß selber zusehen, wie er herausfindet aus seinem Ärger, oder aus seiner Verzweiflung, oder aus seinem Ekel, irgendwohin, wo er wieder frei aufatmen kann. Ich glaube nicht, daß solche Wanderungen ins Freie sich gemeinsam unternehmen lassen ... denn die Straßen dorthin laufen ja nicht im Lande draußen, sondern in uns selbst. Es kommt nur für jeden darauf an, seinen inneren Weg zu finden. Dazu ist es natürlich notwendig, möglichst klar in sich zu sehen, *in seine verborgensten Winkel hineinzuleuchten!* Den Mut seiner eigenen Natur zu haben. Sich nicht beirren zu lassen. Ja, das müßte das tägliche Gebet jedes anständigen Menschen sein: Unbeirrtheit.«

Ich hatte das Zitat im Roman nicht gefunden, es ohne die straffe Interpunktion und ohne die tiefste Stelle aus einem Jubiläumsfeuilleton zitiert. Nun ist es bequem im Kapp zu finden.

* * *

DIE KUNSTWELT ENTSENDETE

heißt es, wenn dort, wo alle dabei waren, auch die Maler Lukaseder und Wenzelides dabei waren, sowie die Mitglieder des Hofopernballetts Wewerka und Hungelberger. Wenn aber auch die Konsuln Benies, Kubies, Huelles und Welles bemerkt wurden, so heißt es, daß die Finanzwelt entsendete. Die diplomatische Welt ließ es sich nicht nehmen — nachdem langwierige Beratungen mit den Mächten vorausgegangen waren — zu entsenden, wenn festgestellt ist, daß auch der bulgarische Legationssekretär Romani anwesend war, und die Armee läßt sich in der Regel durch den Hauptmann Doleschal v. Eichenwerth vertreten, während die Wissenschaft die Ohrenärzte Paschkis und Natkis sowie den bekannten Dermatologen Professor Kahn entsendete. Die Viehsarbeit, die der Registrator der ehrgeizigen Menschheit zu bewältigen hat, drängt aber zur Vereinfachung. Es ist nun endlich gelungen, die Formel zu finden, durch deren Verwendung keinem Beruf ein Unrecht geschieht, indem einfach gesagt wird. »Die Industriewelt entsendete«. Außer den Ballerinen,

die immerhin noch zur Kunstwelt gehören, läßt sich tatsächlich alles unter eine Kategorie zusammenfassen. Recht glücklich ist das Problem schon bei der Flugwoche gelöst worden:

Man bemerkte: die Industriellen Sobotka und Gemahlin, Hensenberger, Hussar, Robert v. Schlumberger, Bierenz, Urban, v. Lenz, *Hugo v. Hofmannsthal* ...

* * *

VERLEIHUNGEN UND ERNENNUNGEN

»Vergleicht man die jüngste Erdbebenkatastrophe mit jenen in den letzten zehn Jahren stattgefundenen europäischen *Großbeben*, so kommt man zu der Tatsache, daß es, was die Intensität betrifft, nur hinter einem einzigen ... Jedenfalls kann man schon heute sagen, daß das türkische Erdbeben in die Klasse der außerordentlich starken Erdbebenkatastrophen eingereiht werden muß, die ... im Gefolge haben. Diese Katastrophe ist gewiß auf allen Warten der Erde registriert worden, so daß sie zu den *Weltbeben* gezählt werden muß.

Hier dürfte der türkische Generalkonsul, der allerdings noch mehr ist, als Maßbegriff gedient haben. Aber das Wiener Erdbeben war auch nicht zu verachten!

* * *

AUS KURORTEN UND SOMMERFRISCHEN

Die Neue Freie Presse meldet:

Geheimer Rat Johann Freiherr v. Chlumecky ist gestern aus Karlsbad zum Sommeraufenthalte in Bad Aussee angekommen, wird also der am 27. und 28. d. im Kurhause zu Bad Aussee stattfindenden Ausstellung der durch Vermittlung des Damenkomitees des von ihm im Jahre 1880 ins Leben gerufenen und seither mit bestem Erfolge geleiteten Hausindustrievereines fertig gebrachten Buntstickereien auf Leinen wieder selbst anwohnen können.

Wie macht man das? Herstellt! Buntstickerei wieder auftrennen, sonst ersticke ich. Zu bunt, Penelope, zu bunt! Geheimrat Ulysses seit 1880 abwesend, langwierige Heimreise, in Aussee angekommen, wird also beiwohnen können, Damenkomitee, Vermittlung, ins Leben gerufen, fertig gebracht, Kurhausindustrie, Chlumecky wird also auf Leinen wieder selbst beiwohnen können. Saubere Odyssee das! Zu viel auf einmal, alte Handarbeiterin, zu viel auf einmal!

* * *

DIE WELT ALS WILLE UND VORSTELLUNG

»Um das Gelingen des vorwöchentlichen Parkfestes in Reichenau haben sich nebst den bereits Genannten Fräulein Grete Singer und Herr Julius Bachrich verdient gemacht. — Advokat Dr. J. Eckstein aus Brünn ist in Gmunden eingetroffen. — Buchhändler

Hugo Heller richtet von einer Erholungsreise ein Telegramm an uns, in dem er die Anregung gibt, ob es nicht möglich wäre.«

* * *

SELBSTREDEND

fehlt es diesem bunten Getriebe auch nicht an mehr oder weniger authentischen Prinzessinnen exotischen Geblüts.

* * *

WORTE, NICHTS ALS WORTE

... Die Wortzahl der in diesen drei Tagen vom Ischler Postamt verarbeiteten Telegramme betrug 119.800 Worte.

* * *

IN ISCHL

sind dem Vernehmen nach mehrere Hunde unter Erscheinungen erkrankt, die den Ischler Tierarzt veranlaßten, den Verdacht auf »stille Wut« auszusprechen. Zu einer Beunruhigung des Kurpublikums liegt nicht der geringste Anlaß vor.

Wohl aber zu einer Beunruhigung der Hunde. Der Landesveterinärinspektor meint, daß sie mit dem Auswurf der Menschheit in direkte Berührung gekommen seien. Anstatt vor Eröffnung der neuen Saison die Kurliste der letzten dem Wasenmeister zur Prüfung zu übergeben, hat man es auf das Äußerste ankommen lassen. Nun sind die Hunde toll. Ist es ein Wunder, da sie den ganzen Tag unter einer dardlspielenden, librettohausierenden und treumannverehrenden Gesellschaft herumlaufen müssen, die auf der Esplanade eine Limonade bestellt, die Zitrone schon mitgebracht hat und je acht Kinder in einer Schublade wohnen läßt? Die Kinder haben es ausgehalten, die Hunde sind toll geworden. Ihre stille Wut über die Verpöbelung der Menschheit, die ihnen an der Verwandlung eines aristokratischen Kurorts in eine Sommerprose, eines Bades in ein Bagno der auf freiem Fuß Lebenden fühlbar wurde, ist von einem feinfühligem Arzt zu spät gewürdigt worden. Erst, nachdem einige Hunde von verdächtigen Kurgästen gebissen waren.

* * *

BEGABEN SICH

... wandte sich beim Anlangen auf dem Festplatze an Herrn Vizebürgermeister Hotelier Seeauer und fragte ihn, ob ihre Nichte, Fürstin Elisabeth Windisch—Graetz, per Bahn oder Auto morgen hier eintreffe. Herr Seeauer erwiderte, er glaube, sie werde wie in den Vorjahren per Auto eintreffen ... bemerkte hierauf: »Mein Mann hat mir Geld mitgegeben für die Photographie von Fräulein Luise Kartousch, das muß ich ihm vom Fest mitbringen.«

* * *

IN BESONDERS WÜRDIGER WEISE

wurde der Geburtstag des Kaisers in Steinach am Brenner gefeiert ... Advokat Dr. E. Wolf aus Brünn sprach einen Toast auf den deutschen Kaiser und gedachte der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den verbündeten Monarchen und des Freundschaftsbundes der beiden benachbarten Staaten. Im Namen der reichsdeutschen Sommergäste sprach Herr Martin Seckel, Direktor des Magdeburger Bankvereines (Filiale Peine), und führte in schwungvoller Weise aus, wie wohl sich alle Reichsangehörigen in unserem Lande befänden, und schloß mit einem Hoch auf den verdienstvollen freundlichen Wirt des Hauses, Herrn Dernbacher.

* * *

WIE ALLJÄHRLICH

wurde auch heuer.

* * *

WIE IMMER

war auch diesmal.

* * *

NACHMITTAGS

entfaltete sich.

* * *

ABENDS

vereinigte sich.

* * *

ES WÄRE EIN DING DER UNMÖGLICHKEIT

wollte man.

* * *

WIEN HAT HEUTE

Festschmuck angelegt.

* * *

DER WETTERGOTT

hat ein Einsehen gehabt.

* * *

DANGL

bedeutet nicht immer Dangl, es gibt auch Dungal. Wenn aber zweimal Dungal steht, so ist es einmal falsch und bedeutet Dangel. Riedl aber bedeutet immer Riedl.

* * *

SAISONBEGINN

... Jubelte ihr das Haus zu, und ein vielhundertstimmiger Chor, an dem sich auch das Logenpublikum beteiligte, sang den Refrain mit:

Ich war verliebt in die Anna,
In die blonde Johanna,
Ich war verrückt, total verrückt.

* * *

DIE BEHANDLUNG VON ZUSCHLAGSERHÖHUNGEN ALS ABZUGSPOST

BEI BEMESSUNG DER HAUSZINSSTEUER

interessiert mich nicht.

* * *

ICH PFEIFE AUF DEN TEXT,

ich bin imstande, das Antlitz der heutigen Welt mir aus dem hintern Annoncenteil zusammenzustellen. Paßt auf! wie sie leben, wie sie lieben, hier steht es geschrieben. Hier sprechen sie alle aus dem Schlaf. Die Erde wimmelt von Idealisten und Seelenfreunden, sie träumen unter Chiffre »Elitemenage« und frisch gewagt, ist halb gewonnen. Zu Spassetln sind sie nicht aufgelegt, bei grünen Jalousien sind sie nicht aufgewachsen, und was sie bieten, ist ernstgemeint 575. Universell gebildet sind sie alle. Der eine ist ein junger, jüdischer, fescher 30jähriger Fabrikant und verlangt dafür 300 Mille unter »Gentleman Nr. 1«, der andere lebt in einer größeren Stadt Südungarns und wird unter »Beethoven« ein junges, isr., musikalisch gebildetes (Klavier) Mädchen finden. Der da legt Wert auf ein gemütl. Heim, jener ist disting. und stellt mehr weltmännische Ansprüche. Während eine todkranke Künstlerseele sich nach der Dame mit hohem Seelenschwung verzehrt, geht der energische Bankbeamte gradaus auf das Gediegene. Die Einheirat ist ein stiller Hafen, aber solange man jung ist, will man sich amüsieren, warum nicht, recht hat er. Reise-

begleiterinnen tauchen auf. Einer ruft: Bussi! und sie versteht ihn. Mooschen Budweis welkt in Sehnsucht. Plötzlich wieder unterbricht das Getändel ein ernster Ton:

Suche keine Odaliske

sondern eine geistig und körperlich gesunde, ebenbürtige Ehekameradin aus nur intell., jüd., wohlhabend. Milieu, über 35 J., die Zeit u. Sinn für eine gediegene, bereits vorhandene Häuslichkeit hat. Bewerber herzensgut und keine Dutzendnatur,

viel gereist. 15 J. in Budapest ansässig. Möglichst aufrichtige Zuschriften, die streng diskret —

Den möchte ich zu gern kennenlernen. Ob er wohl Schweißfüße hat? Vielleicht wäre hier das Gewünschte:

Le style c'est l'homme!

Ideale, die nicht im Dufte der Ferne zerrinnen und mit tief ethischem Sinne einen Ruheplatz für Seele und Gedanken suchen, wären sehr eleganter, reifer Frau erwünscht, die auf sozialer und materieller Höhe steht. Freiherrn derselben Sphäre und die Weltflucht lieben, werden geladen, zu schreiben unter —

Die Seele ist ein weites Land, schon bietet »Olla« 10.000 Stück gratis, und warnend erhebt jener Mann sein Haupt, der seiner Zeit das Bild totaler Nervenzerrüttung bietet. Solche Wege ins Freie lassen sich eben nicht allein machen, und der Ruf des Lebens ertönt, der den in großer Provinzstadt Lebenden, aus sehr feiner isr. Fam., von heiterem und sonnigem Temperament, mit Geist & Gemüt, zu Haasenstein & Vogler zieht. Nicht jeder Bewerber paßt mir so gut wie der:

Suchender des Lebens.

Optimist und Poet dazu, Romancier, sucht Lebensgefährtin zur Wanderung nach der Sonnenhöhe. Verlangt wird völlige, auch materielle Unabhängigkeit und ideale Lebensführung, geboten soziale Position und aussichtsreichste Zukunft. Antworten unter »Höhenwege« —

Das muß ein Schnitzler—Epigone mit Wiener Prima—Referenzen sein. Er braucht sich nur umzudrehen, schon liegt sie neben ihm, die ideal Veranlagte:

Rêve de campagne!

Eine elegante Frau vornehmer Sehnsucht wünscht einen Partner für den Mythos des Gemüts und den warmen Stoff der Seele. Romantischer Optimismus u. blauer Duft der Wahrheit sollen den Edelwert der Harmonie begründen, die nur mit anerkanntem Edelmann gedacht ist, der Herbstesstrahlen liebt. Br. erb. unter »Seelenfeste« —

Er aber will nicht, denn sie scheint sich geradezu an Salus entzündet zu haben. Sie wird den finden, der, wenn draußen der Flieder blüht, sich mit 40 Mille begnügt. Der Geheimnisvolle, mit dunklem Bart. Offerten will er haben, mit voller Adresse nur von Verwandten, mit Phot. und Angabe der Mitgift, eines ohne dem andern zwecklos. Der eine ist vornehm denkend, der andere gibt zu, daß der Weg nicht mehr ungewöhnlich sei; der ist versiert, jener intelligent: einheiraten wollen sie alle; der Dr. Deutsch heilt schnell und gründlich, der Raubitschek hat sich verlobt, das Leben geht weiter und die jeune Parisienne von der Tuchlauben *accompagne* noch immer *étrangers* auf die promenades, *toujours, toujours, toujours* ...

* * *

ALLE, DIE DURCH DER ZEITUNG

ihr Glück gemacht haben, so oder so, möchte ich um mich versammeln und Demonstrationen veranstalten. In der nächsten Saison gehe ich vielleicht zum Anschauungsunterricht über und stelle das Weltbild der Neuen Freien

Presse aus. Ich denke mir das so: Es wird ein Kurs errichtet, dessen Teilnehmer berechtigt sind, eine Hochzeitsreise, eine Volkstheaterpremiere, einen Sonntagnachmittag in einem Stadtcafé, einen Abend im Hause des ältesten Abonnenten seit Gründung des Blattes mitzumachen. Das Sommerprogramm enthält: Strandleben von Pörtschach und Gespräche im lauschigen Eckchen bei Zauner in Ischl. — Das Schreiben langt nicht mehr. Ich führe die Leser dorthin, wo's am besten ist. Ich werfe mich ins Getümmel, wo es am dichtesten ist. Ich werde mich nicht lange wehren. Kameraden, auf, habt ihr noch Zeit, für sie zu malen, für sie Erzählungen zu schreiben? Wir wollen ihnen etwas malen, etwas erzählen! Die Welt geht unter, retten wir den Tod! Wenns gilt, sei's drum, und ich sterbe froh in den Armen eines Kommerzialrats!

Die Kunst verbindet

Sie haben wunderschön gesungen, die Wiener Sänger, in diesem Sommer, in Nürnberg, überall und jederzeit. Alle bestätigen es. Und alle sagen, daß das Lied verbindet. Nämlich die Nationen. Aber in Wirklichkeit verbindet das Lied nur jene Nationen, die schon verbunden, von vornherein zusammengehörig und geradezu von ihrer Stammesverwandtschaft überzeugt sind, zum Beispiel die Wiener und die Nürnberger. Wozu solche Beweise im Sommer! Wozu die Zusammengehörigkeit betonen, wenn man ohnedies schon stark schwitzt. Sängerbundesfeste sind eine schwere Belästigung in den Hundstagen und die vom nationalen Geist durchwehten Ansprachen vermögen die Lage nicht zu lindern. Seit Königgrätz weiß man, daß die im Reich und die in Österreich zusammengehören, noch nie ist ein Jota an dem schwarz—rot—goldenen Wortlaut geändert worden, und die Telegraphenämter müssen ihn dennoch täglich wiederholen. Wie viel Millionen dies Behagen an einem einzigen, irgendeinmal von einem »Schulmann« verfaßten und seither durch alle Zeiten feststehenden Text schon verschlungen hat! Wie teuer der Menschheit der Anblick des im Zylinder dünstenden und die Fahne hochhaltenden Teppen zu stehen kommt! Das Lied verbindet, und tausend Komponisten wären vom Hunger erlöst worden, wenn es nicht noch viel mehr Sänger gäbe und wenn sich das deutsche Hochgefühl in den Telegrammspesen hätte einschränken und darauf verzichten können, den Text, der die Gae sowie die Ost— und Südmarken verbindet, immer wieder auch in der Zeitung zu lesen. Wissen denn die Zusammengehörigen nicht, daß ihre Erhebungen von jenen redigiert werden, die zwar auch zusammengehören, aber nicht zu ihnen? Daß der sangfrohe Schapsl nur so tut? Daß er Gründe hat, wenn er mit ihnen feuchtfröhlich, frühschoppenmunter, nürnbergisch versunken, schnurren— und schwänkevoll ist? Wenn er sebaldusandächtig und turm— und türmchenverzückt die »Bilanz der Sängertage« zieht? Er, für den Hans Sachs nicht mehr bedeutet als ein Firmenschild in der Rotenturmstraße! Und wissen sie denn nicht, daß Schwarzrotgold auch das Plaisir der Neuen Freien Presse ist? Daß der Sänger mit dem Singer geht? Daß immer, wenn deutsche Gemeinbürger losgelassen werden, Wiener Jobber sich unbeobachtet fühlen? »Von allen Seiten klingt es und singt es«: das ist die Stimmung, die ein rechter Volkswirt liebt. Während er sehr nicht gern hat, wenn man ihn durch Aufmerksamkeit kontreminiert. Darum soll immer gesungen werden, immer deutsch, frei, hie und allerwege. Darum klingt hoch das Lied vom braven Sänger. Und »wenn der Reichsratsabgeordnete Dr. Schürff wehmütig erklärte, die Politiker brächten nie solches zustande wie die Sänger, so vergaß er eben an die gewaltige

einigende Kraft des Liedes.« Wenn die Parteien miteinander Tarock spielten, gings noch leichter; wenn sie miteinander auf die Börse gingen, schwerer. Die Vorstellung, daß die Vereinsmeier, die beschlossen haben, sich in Nürnberg zu treffen, uneinig werden und durcheinander singen könnten, ist von Redakteuren mit Raffinement hergestellt, denn sie ist schwachsinniger, als es im Stadium des zwölften Pokals eines Gesangsvereinsfestfressens geboten ist. Der Redakteur beherrscht durchaus die psychische Konstellation, auf deren Basis der Männergesang überhaupt zustande kommt. Er übertreibt jedoch. Singende Männer sind nicht der erfreulichste Anblick, den die Schöpfung bietet, aber die ewige Versicherung, daß sie eine »Mission« zu erfüllen haben, wirkt denn nachgerade als Bremsenplage. Eine Woche vorher hatten die Schützen die Mission zu erfüllen. Wenns nicht Sommer wäre, würden es die Schlittschuhläufer besorgen. Der Sport, der um die wachsende Geistesschwäche herumfuchtelt, droht ohnedies mit Verbrüderungen, die uns künftig auch den Winter heiß machen werden. Vorläufig scheint die Mission des deutschen Liedes noch nicht ganz erfüllt zu sein, denn es ist bezeichnend, daß immer noch weiter gesungen und weiter berichtet werden muß. Man kann vielleicht sagen, daß die Wiener und die Nürnberger jetzt im Wesentlichen einig sind. Aber was weiter? Versuchen es die Herren einmal, die Tschechen anzusingen, so werden sie sehen, was geschieht, und das Gelindeste ist noch, daß mit einem Kde domov muj brummend geantwortet wird. Über die Qualität des Rakoczy—Marsches scheinen alle ungarischen Parteien bereits einig zu sein; er geht ihnen direkt durch die Attila zum Herzen; sie können ihn sogar auf den Schnüren spielen. Dennoch hat Herr Tisza im entscheidenden Moment merkwürdigerweise darauf verzichtet, ihn anzustimmen, und war der Meinung, daß die Polizei für die Durchdrückung der Wehrvorlage geeigneter sei, tschek. Aber wenn alles schon verbunden ist, wirds dort und überall immer heißen: Das Lied verbindet. Oder die Kunst verbindet! Die Kunst hat nämlich auch nichts Dringenderes zu tun, als die diversen Parteiklacheln einer Staatsnotwendigkeit geneigt zu machen. Die Kunst hat aber in Wahrheit eine Leistung zu verrichten, die viel mehr Zeit braucht: nämlich die Parteiklacheln und die Staatsnotwendigkeiten abzuschaffen. Nur der Journalist stellt sich vor, daß zum mindesten beim Anhören der Neunten Symphonie, wenns denn schon die »Zigeunerliebe« nicht tut, alles zum Klappen kommt. Im luftleeren Raum, in dem der phrasengeborne Bürger denkt, überläßt er es der Kunst, zu verbinden, Gegensätze zu überbrücken, und was dergleichen Pionierleistungen mehr sind. Nun müßte man freilich immer zuerst untersuchen, was die Leute, die ihre Sommerferien zu nationalen Transpirationen benutzen, und jene, die es in der Nähe aushalten können, unter »Kunst« verstehen. Aber selbst der Kitsch ist noch kein Kitt. Es mag sich ja ereignen, daß unter den Klängen des »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten« dem Spießler aus Stettin und dem aus Lyon so sehr das Herz übergeht, daß man für ein Weilchen den Unterschied der geschäftlichen und selbst der nationalen Interessen nicht merkt, oder daß beim Anblick der blauen Grotte, wenn dazu noch Addio o bella Napoli ertönt, ein Niedersachse einem Oberbayern so hastenichgesehn an die Brust sinkt, daß man die Wollhemden verwechseln würde, wenn sie sie nicht anhätten. Aber was beweist das? Wenn der faule Zauber vorüber ist, pocht jeder auf seine eigene Mannesbrust. Über die Weinkarte kommen sie ins Handgemenge, als ob's die Landkarte wäre. Fremdsprachige Theater—Gastspiele nun sind den Phraseuren der beteiligten Nationen immer eine Gelegenheit, zu versichern, daß sie »einander nähergekommen« sind. Was den Diplomaten nicht gelingt, gelingt höchstens noch den Impresarios. Der »Chauvinist« steht grollend beiseite, wenn aber ein Gastspiel winkt, reicht er

die Bruderhand. Das Geschäft verbindet. Eine »allerliebste Szene« meldet der auf die Veredelung der Menschheit aufpassende Herr, der über das Gastspiel der Ungarn im Josefstädter Theater zu referieren hat: Der Direktor Beothy habe der im Parkett sitzenden Frau Wilbrandt »ein geschmackvolles Blumen- gewinde binden« lassen und es ihr im Zwischenakt persönlich überreicht. Die »kleine Szene« wie das ungarische Gastspiel überhaupt sind — nun, was sind sie? Reklame und Export? Mit nichten: sie sind

»ein tröstliches Zeichen, wie denn doch eine Gemeinsamkeit geistiger und künstlerischer Interessen sonstige Differenzen der Nationen zu überbrücken imstande ist und wie ausgleichend immerhin die Zeit wirkt«.

Denn doch! Immerhin! Seit dem Bukett für Frau Wilbrandt zahlen die Österreicher leichter und seit dem Gastspiel hält jeder Betyar jeden Deutschmeister für seinen Spezi. Man weiß nur nicht, ob das die Zeit gemacht hat oder die Kunst. Die Zeit wirkt denn doch ausgleichend, immerhin wirkt aber die Kunst beim ungarischen Ausgleich mit. Herr Beothy hat zwar — das wird als Pikanterie miterzählt — einst persönlich, »als heißblütiger Chauvinist«, sich an den Krawallen gegen das Burgtheatergastspiel in Budapest beteiligt, aber nun hat die ungarische Kunst an ihm vollbracht, was der deutschen nicht gelang: sie hat ihn versöhnt, geläutert und instandgesetzt, sie zu exportieren, in der Überzeugung, daß sie auch die Gegner nicht rebellisch machen, sondern im Gegenteil läutern und versöhnen werde. »So frappierende Erscheinungen reift der Wandel der Zeiten«, bemerkt der Reporter der Entwicklung. Somit ist aber alles wieder verkehrt. Denn jetzt hat wirklich die Zeit das Verdienst, daß die Kunst vertrieben wird, während sonst immer der Kunst das Verdienst zugeschrieben wurde, daß die Zeit vertrieben wird. So oder so, jedenfalls leisten die Theateragenten der Entwicklung Vorschub. Deutschland und Frankreich sind seit Bismarck etwas gespannt, seit Reinhardt vertragen sie sich. Sedan scheinen sie dort drüben zu verwinden, seitdem die Deutschen auch den Sieg von Sumurun ¹ errungen haben, eine Kriegsentschädigung ist ein Pönale und durch das Loch in den Vogesen guckt jetzt ein gefinkelter Theaterdirektor, um zu sehen, ob schon genug Franzosen im Haus sind. Unter dem Titel: »Ein Verbrüderungsfest deutscher und französischer Künstler« erhob sich großes Getue. Schon faul! Künstler selbst könnten sich ja scheinbar leichter verbrüdern. Aber Künstler verbrüdern sich eben nicht und die es tun, sind keine und verbrüdern sich dann auch nur für den Abend, an dem sie sich verbrüdern. Sie essen miteinander. Künstler verbrüdern sich weder miteinander noch mit dem Publikum, weder mit dem deutschen, noch mit dem französischen, und gewiß nicht mit dem deutsch—französischen. Was so ausschaut, als ob es wäre, ist immer Reinhardt—Regie. Ich bin absolut überzeugt davon, daß Reinhardt Elsaß nicht zurückgeben wird, auch wenn ihm Kahane zuredet. Sarah Bernhardt hat einmal Elsaß verlangt, ehe sie in Deutschland gastieren wollte. Sie hat damals Elsaß nicht bekommen, aber dafür hat sich jetzt Herr Reinhardt mit nicht weniger als drei französischen Direktoren verbrüdert. Wenn Theateragenten von hüben und drüben zusammenkommen, starrt die intellektuelle Presse, die über die nationalen Vorurteile der andern Nation erhaben ist, auf die Landkarte, als ob es die Weinkarte wäre. Nein, auf den Kosmos, wo sich die Höherentwicklung der Menschheit unablässig vollzieht. Der mitessende Frischauer findet: es war

»wieder eine wirklich erhebende Probe von der einigenden Kraft der Kunst, welche den Sieg davontragen muß über die von den Leidenschaften des Tages geschaffenen Stimmungen, aus welchen

1 Sumurun — ein Stummfilm von Max Reinhardt

sich wechselnde Zuneigungen und veränderliche Feindschaften ergeben, flüchtige Annäherungen und auch eben so rasch verschwindende Entfremdungen«.

Seitdem aber Herr Reinhardt in Paris war, hat sich das geändert. Denn: »die Kunst schafft ein dauerndes, einigendes Band unter den zivilisierten Nationen.« Und nicht nur Deutsche und Franzosen, auch andere Völkerschaften sind jetzt geeinigt, denn am Bankett nahmen auch die Herren Nordau und Gemahlin, Schalom Asch und last not least Regisseur Felix Holländer teil, ferner die Ungarin Fedak Sari. Zwei Theaterdirektoren haben »sogar herzliche Worte der Sympathie für Kaiser Wilhelm *gezeigt* und dieselben zum Ausdrucke gebracht«, sagt Frischauer, der jetzt nur noch französisch kann. Immer werden bei solchen Gelegenheiten Worte gezeigt. Und in der Person des Herrn Reinhardt selbst erscheinen gleich mehrere Nationen mit Frankreich geeinigt, aber offiziell wurde er nur als Vertreter des deutschen Kaisers gefeiert. »Ihr Kaiser«, hieß es schlicht. Reinhardt, sichtlich gerührt, zitierte Heine. Nicht etwa: Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen, auch nicht: Weiß ich, was soll es bedeuten?, sondern daß die französischen Schauspieler die Schauspieler des lieben Gottes seien. Er dafür ist ein Priester der Kunst. Denn als er nach Warschau exportieren wollte und die einigende Macht der Kunst den Boykott des Geschäftes nicht verhindern konnte, erließ er die Erklärung, er »betrachte sich lediglich als einen Priester der Kunst und befasse sich prinzipiell nicht mit Politik«. Wiewohl man aber in Polen gegen die Rabbiner sonst nichts einzuwenden hat, blieb es beim Boykott, und die Mission der Kunst, die Politik, mit der sie sich nicht befaßt, zu versöhnen, war wieder einmal gescheitert. Sie wird immer dort scheitern, wo die Phrase nicht ein Arrangement trifft, und wo die Nationen spüren, daß ihre ehrlichen Spielereien noch immer höher stehen, als die Interessen eines internationalen Handelsgeistes, der mit Idealen Petite macht. Wohl, die Wirkungen der Kunst reichen über ein Festessen hinaus: aber nicht weiter als bis zur Erlangung der Ehrenlegion. Darüber hinaus bleibt alles beim Alten. Kunst versöhnt nicht und Kitsch ist selbst ein Politikum. Heine, der immer der Tafelaufsatz ist, wenn die Faiseure die Nationen verbrüdern, kann auch für diese Wahrheit herangezogen werden. Gewiß, singt einer: ich weiß nicht was soll es bedeuten, so mögen alle gerührt sein, weil eine sentimentale Melodie die Kraft hat, zu verbrüdern, solange sie gesungen wird. Hält aber dann einer trotzdem ein Heine—Denkmal für überflüssig, so erhebt sich ein Tumult, bei dem die Biergläser fliegen und über den die verschiedenen Parteiblätter verschieden berichten. »Draußen sang«, so berichtet die liberale Presse wehmütig, »eine Schar von Heine—Verehrern 'Ich weiß nicht, was soll es bedeuten'.« Jedoch: »Starke Polizeiabteilungen«, berichtet die antisemitische, »drangen in den Saal und trennten die Kämpfer. Während die Antisemiten 'Die Wacht am Rhein' anstimmten, gröhlten die Juden 'Ich weiß nicht, was soll es bedeuten', und die Sozialdemokraten die 'Arbeitermarseillaise'« ... Sie haben alle wunderschön gesungen, in diesem Sommer, in Frankfurt. Und nur die Polizei trennt, was das Lied verbindet.

Glossen

WAS FÄLLT IHNEN EIN, WIR WERDEN DOCH NICHT BITTEN!

Heroische Zeiten für die Journalisten waren es, als Bismarck starb. Einer erzählt es ganz stolz. Sie konnten nichts erfahren, Herbert Bismarck ließ keinen hinein, natürlich haben sie doch alles erfahren. Im Schloß zerbrach man sich den Kopf, wieso. Wieso? So:

Und doch war es *mit Händen zu greifen*. Die Halberstädter Kürassiere, die die Totenwache am Sarge hielten, kamen immer nach ihrer Ablösung ins Wirtshaus. Ein Glas Bier und ein Taler lösten ihnen die Zungen.

Kolossal! Und was haben sie erfahren? Außer daß Bismarck tot sei, haben sie noch erfahren, von wem die Kränze waren. Also:

... Nach und nach kommt es dem Journalisten in *philosophischen Feierstunden* doch immer wieder zum Bewußtsein, daß die Weltgeschichte heutzutage nicht mehr mit Klios eisernem Griffel geschrieben wird, sondern mit Bleistift auf Telegrammblanketten.

In solchen philosophischen Zeiten bleibt Klio nichts übrig als Abortfrau zu werden.

In Friedrichsruh habe ich *das Interessanteste erlebt*. Dort ist selbst die Tür eines sonst nicht im besten Geruche stehenden und gewöhnlich verschlossenen Gemaches vollgeschrieben mit Namen, Datum und irgendeinem verzückten Ausruf, wie »Heil Bismarck«. Das sind so *kleine Kulissenscherze aus den bewegten Tagen*.

Der sie erzählt, ist denn auch tatsächlich Mitdichter des »Walzertraum«. Ganz leise ziehts durch den Raum. Von da aber ist für einen, der sich an Bismarcks Tod erinnert, nur ein Schritt zur Bibel:

In den Ernst der Situation fiel ja stets ein heiteres Streiflicht. *Wie komisch wirkte es doch*, als man vernahm, daß der Pastor in seiner Trauerrede sich auf das Kap. 15 des ersten Korinther—Briefes, Vers 53 ¹, bezog. *Ein Journalist fragte den andern*, wie dieser Vers laute, aber keiner hatte eine Ahnung. Also suchte man nach einer Bibel, aber die Frommen scheinen in Friedrichsruh nicht häufig oder sehr ungefällig. Ein Kollege wandte sich *sogar* an den Schloßportier, aber dieser verschwiegene Mensch glaubte wohl auch die Bibel als ein Geheimnis bewahren zu müssen und — fand sie nicht. Ein biederer Landbewohner half endlich aus der Verlegenheit. Er zitierte den Vers, ohne zu stocken. Wir stenographierten ihn nach, wir telegraphierten ihn ab, und zwei Stunden später erfuhren wir, daß der Vers — falsch sei. *Für nächste große Ereignisse haben wir uns darum vorgenommen, immer die Bibel mitzuführen*.

Welch ein erhabener Schloßportier, der Journalisten die Bibel verweigert! Selbst der biedere Landbewohner hat die grenzenlose Schmach empfunden, die in der Vorstellung liegt, daß das Neue Wiener Journal einen Original

1 Denn dies Verwesliche muß anziehen die Unverweslichkeit, und dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit. Wenn aber dies Verwesliche anziehen wird die Unverweslichkeit und dies Sterbliche anziehen wird die Unsterblichkeit, dann wird erfüllt werden das Wort, das geschrieben steht (Jesaja 25.8; Hosea 13.14): »Der Tod ist verschlungen vom Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?«

—Korintherbrief haben könnte, und ließ deshalb die Leute, die am Todestage Bismarcks der Klio den Griffel oder gar der Atropos die Schere wegnehmen wollten, hineinfallen. Es ist mit Händen zu greifen. Aber sie werden nächstens Bibelspesen aufrechnen. Die Bibel ist Information, der Tod eine Neuigkeit. Das Sterbezimmer ein Abtritt. Wie sie sich aufführten, ehe sie hineingelassen wurden, zeigt der stolz reproduzierte Dialog:

»Ich bin hier, um 'Stimmung' zu schreiben, Sie müssen bloß Tatsachen melden!«

»Nein«, war die Antwort, »*ich* bin hier, um die Stimmung festzuhalten, *Sie* haben bloß Tatsachen zu schreiben!«

Und Herr Gordon Benett hatte an seinen Korrespondenten, Herrn Sidney Withman, »den bekannten Freund des Hauses Bismarck«, gekabelt:

»Spucken Sie Worte!« und Sidney Withman ging hin und spuckte Worte.«

Ich spreche Spucke; wiewohl mir's niemand geschafft hat. Woher nahmen sie die vielen Worte? Bismarck stirbt, aber die Presse ergibt sich nicht. Sie haben alles erfahren, die Detailhändler der Weltgeschichte. Herbert Bismarck »ärgerte sich«. Am Tage, da sein Vater starb, ärgerte er sich. Er mußte unterliegen, und ihr Triumph gestaltete sich so:

Als alles, alles vorüber war, als Bismarck eingesegnet war, als der Kaiser fort war, schien man im Schloß *Gewissensbisse zu empfinden*. Man ließ die Journalisten hinein, das heißt nicht alle. Ein wahnsinniges Gedränge entstand, und Schweningen meinte: »Aber meine Herren, es geht ja nicht, daß mehr als zwanzig mitkommen!« Ein Kollege bat darauf, doch allen Herren diese Vergünstigung zu gewähren. *Da rief ein bekannter Berliner Schriftsteller mit scharfer Pointierung: »Was fällt Ihnen ein? Wir werden doch nicht bitten!«* Schweningen stutzte, wandte sich um und ging dann ärgerlich voraus.

Nein, gebeten haben wir nicht, und man erfuhr doch alles, was man wissen wollte. Darüber haben die Herren im Schloß den meisten Ärger empfunden. So haben wir uns *revanchiert*, indem wir sie ärgerten.

Und heute abend wird's wieder ein Jahr, daß Bismarcks Herz zu schlagen aufgehört hat ...

Gewissensbisse, weil Läuse kamen! Klios Griffel dient seither zum Kopfkratzen. Zwischen Bismarck und Bibel haben sie Stimmung gemacht und heitere Streiflichter gesammelt. Vor Bismarcks Sterbezimmer haben sie kleine Kulissenscherze gesucht. Die Geschichtsforscher sitzen in den Redaktionen. Nur dem Kulturhistoriker bleibt noch eine Aufgabe: den Namen des Berliner Saumagens mit der scharfen Pointierung festzustellen, der, als die Horde in das Sterbezimmer drang, jene Worte gesprochen hat! »Was fällt Ihnen ein? Wir werden doch nicht bitten!« Sie beten nicht, sie bitten nicht. Es ist die Pa-
role, die den großen Einbruch der Phylloxera in den Weinberg der Kultur begleitet.

* * *

Das Ausschnittbüro

irrt sich oft. In Frankfurt gibt es bekanntlich ein Tratschblatt das sich Fackel nennt. Darunter habe ich viel zu leiden. Dagegen konnte das Ausschnittbüro mit Recht glauben, daß eine Kritik mich angehe, an deren Spitze es heißt.

* * *

ICH SCHWANKE

»Im Deutschösterreichischen Verlag in Wien ist ein Buch von Sigmund Münz, das sich »Balkanherrscher und —Staatsmänner« betitelt, erschienen.«

Wirklich? Wagt sich etwas, was längst zeitlos humoristische Figur geworden ist, zurück in die Realität? Soll ich jetzt auch die Pendants als Buch herausgeben? Soll ich?

* * *

WEG DAMIT!

... war lange Zeit ein hervorragendes Mitglied des Wiener Gemeinderates, unter Newald auch Bürgermeisterstellvertreter, von 1891 bis 1895 Stadtrat. Er führte als Redner eine feine Klinge.

Aber laßt euch das doch nicht mehr einreden. So was gibt's natürlich nicht. Wie kann denn ein Redner eine feine Klinge führen! Glaubt mir, es mag vorkommen, daß ein Kriegsminister ein gutes Mundwerk hat oder daß einer aus dessen Preßbüro eine schlechte Feder führt. Aber ihr könnt jeden, der euch erzählt, daß ein Redner eine Klinge hat, über diese springen lassen, will heißen — wir reden in Bildern — ihm eine Ohrfeige herunterhauen. Auf meine Verantwortung. Ich habe nämlich die Aufgabe übernommen, den Schweinstall, der sich für eine Bildergalerie ausgibt, in ein Wohnhaus zu verwandeln. Wenn's nicht gelingt, dann weiß man doch wenigstens, woran man gestorben ist.

* * *

KAINZ—BRIEFE

»Mordkreuztausendbombengranatensternelement! Alle olympischen Götter *über* Dich, alle Erinnyen und Rachegeister der Hölle *unter* Dich. Der finstere Tartarus samt seinen ewigen Quargeln *neben* Dich, und der neunfach fließende Strom der Unterwelt *in* Dich! Warum schreibst Du nicht? Oder warum kommst Du nicht? Von Stunde zu Stunde gewartet er mit hoffender Seele der Wattons. Dein Sohn nämlich! Ich kann ja ohne Wattons nicht spielen, alle neunundneunzig Donnerwetter! Schicke mir meine Wattons! Das Repertoire wurde geändert. In drei Tagen soll ich neben dem Lorle stehen! Um aller Heiligen willen. Schick' mir die verfluchten Wattons oder gehe zu dem siebenfach gedrehten Galgenstrick, dem Wattonsmacher und schlag einen Krawall, daß das Opernhaus versinkt! Ich kann ja nicht auftreten! Begreift man denn das nicht? Heiliger Maccaroni von Sankt Blöden! Ich brauch' meine Wattons! Schick' mir sie gleich auf der Stelle! — Heute hab' ich meine Rolle bekommen. Den Fürsten in Dorf und Stadt! Der Dreck hat nicht mehr als einen halben Bogen, und bloß in einer kurzen Szene zu tun. Das ist meine Antrittsrolle, auf die soll ich gefallen

und Applaus kriegen! S'ist zum lachen! Solche Rollen hätt' ich im Stadttheater auch kriegt! Um die brauchte ich nicht nach Kassel zu fahren. Schick' mir meine Wattons! Komme bald. So, jetzt pfirt di Gott. Dein unglücklicher, verzweifelter Josef. — Schick' net immer solche Kaszetteln, wenn Du schreibst. Meine Wattons!«

Schreibt der Anfänger Kainz an seinen Vater. Der schon routiniere Salten setzt fort:

Ein Kind gebärdet sich in diesem Brief, aber eine ganze, fertige und eigene Persönlichkeit enthüllt sich in ihm. Ein wienerischer Unwille, der zu seinem Donnerwetter humoristisch mit den Fingern schnalzt. Ein Frohsinn, der mit ungewöhnlicher Gelenkigkeit die Sprache meistert. Ist das nicht Kainzens wundervolle Koloratur des Sprechens, die in diesen sprudelnden Zeilen lebt? Ja, man glaubt sogar das hohe Aufschmettern seiner unvergeßlichen Stimme zu hören, wie es aus diesem Blatt Papier hervorbricht. Und was für eine Herrschernatur richtet sich da auf. Humorvoll, schalkhaft, lachend, aber doch gebieterisch. Ich glaube, dieser reizende Brief von den Wattons wird sehr berühmt werden.

Ich glaube nicht; höchstens hiermit. Die Überschätzung des Schauspielers Kainz, die etwas wie ein geistiges Phänomen darstellen wollte, das diesem Toten vor allen verstorbenen Berufsgenossen eine Ausnahmsstellung sichere, hätte über das Denkmal hinaus noch ein Weilchen weiter rumoren können, wenn sie sich mit den Analysen von etwas begnügt hätte, was man nicht mehr beweisen kann. Leider haben die Herren, die den Kainzschen Nachruhm bewirtschaften und bei der Pacht sehr gut herauskommen, die Unvorsichtigkeit begangen, auch mit nachgelassener Literatur zu arbeiten. Daß ein Schauspieler kein Dichter ist, beweist wohl mehr für als gegen den Schauspieler, aber daß er ein schlechter Dichter ist, beweist etwas gegen ihn, und die geistige Persönlichkeit sinkt auf jenes epigonische Maß einer schönggeistigen, welches so oft mittlere Heldenväter befähigt, sich zum klassischen Tonfall selber etwas hinzuzudichten. Wenn Kainz' nachgelassene Lyrik im Zusammenhang mit seiner Persönlichkeit steht, dann ist der Verdacht gegeben, daß auch der verstorbene Konrad Löwe ein Schöpfer war. Für Lewinskys erhabene Energie, die dem Stein keinen Quell, aber Funken entriß, mochten solche Beweise einer in die Produktion eifernden Bildung rührend charakteristisch sein, und einen Kainz können sie nur ehren, wenn sie einen Verstand, der fern vom Ursprung wirkt, dartun sollen. Das Bild eines von allen Kräften genährten Elementargeistes wird durch jambische Dilettantereien kaum vollständig. Auch nicht durch die Publikation der Kainz'schen Jugendbriefe. Welcher Jüngling, der im Schmierenpathos lebt, wäre nicht imstande, es komisch anzuwenden und auf Quargelpapier so aufzuschmieren, daß der heilige Makkaroni von Sankt Blöden ein Einsehen hat! Wie wenig Humor braucht ein Schauspieler und wie viel Psychologie ein Feuilletonist, damit eine Herrschernatur herauskommt, wenn jener heftig nach Wattons verlangt! Eine Herrschernatur mit Wattons, immerhin; aber mehr muß ein guter Schauspieler auch nicht vorstellen. Alle Versuche der überlebenden Literatenclique, mehr zu machen als da war, sind Garderobierkünste, die den Schauspieler entblößen.

* * *

DER FALL GOLDMANN

»Warum dieses Stück nicht in Berlin auf dem Theater Otto Brahms' gespielt worden ist, wie dies für Hauptmanns Stücke die Regel ist, und warum man von Berlin nach Lauchstädt hat fahren müssen, um es zu sehen, wird den meisten Besuchern dieser Premiere wohl nicht recht klar geworden sein ... So bildete denn diese Fahrt nach Lauchstädt einen hübschen Ausflug ins Grüne, aber man fragte sich, weshalb man sie eigentlich hatte unternehmen müssen.«

So sagt Goldmann. Er ist der Mann, vor dessen Erkenntnissen man sich zu dem Ausruf hinreißen läßt: Wo er recht hat, hat er recht! Das Problem einer Eisenbahnbeschwerde der Neuen Freien Presse meistert er wie kein zweiter Geist im heutigen Deutschland. Nachdem man nun gesehen hat, daß er recht hat, wo er recht hat, soll man ihm mit einem deutlichen: Es ist genug, lassen Sie's gut sein, Goldmann! abwinken und ihn von Lauchstädt wieder wegschicken. Nach Berlin. Aber schnell, weil sich sonst seine grenzenlose Klarheit an die Dichtung selbst heranmacht und Gefahr im Verzuge ist, daß der hellste Kopp Deutschlands sich in den verwegenen Kommis, der je die Neue Presse über Kunst bedient hat, verwandle:

»Das Stück ist besser als die Hauptmannschen Stücke der letzten Jahre, es ist nicht so verworren. Man sieht, was der Autor gewollt hat, und wenn es ihm auch nicht immer gelungen ist, seine dichterischen Absichten zu verwirklichen, so kommt er doch wenigstens hie und da der Verwirklichung nahe. Die Charaktere zeichnen sich ziemlich deutlich ab. Manchmal wird auch etwas Hübsches gesagt, wenngleich im allgemeinen der Dialog so armselig ist, wie man dies nun schon bei Gerhart Hauptmann gewohnt ist.«

Wenn einer dafür, daß er von Goldmann persönlich beleidigt wurde, ihm Schläge gäbe, so meine ich, er könnte ein egoistischer Schuft sein, der Strafe verdient. Dagegen sage ich: Was ist das für eine hundsmiserable Mißgeburt von heutiger Jugend, die mit ihrer Hauptmannbegeisterung hausieren geht, und sich beim allerdringendsten Anlaß noch nicht zu dem Mut aufgerafft hat, an dem nüchternsten Klugscheißer, der jahraus jahrein ihren Dichter zu beschmutzen wagt, ein Exempel zu statuieren? Seiner eigenen Ehre Vergütung schaffen, ist günstigsten Falles ein ehrliches Geschäft. Freigebiger ist die Vergeltung fremden Leids. Die nobelste Pflicht, die deutschen Burschen wohl anstünde, wäre: die allgemeine Schmach zu rächen und den zu strafen, der den Freund aller kränkt. Gewiß, neun Zehntel der Begeisterung, die sich über einen Autor in Briefen und Kritiken ergießt, ist — ich erlebe es — vorweg als Weibersache, als hysterische Erhitzung, die flugs ins Gegenteil umschlagen kann, abzuziehen. Aber sollte denn nicht ein männlicher Rest bleiben und daraus so viel tatfähige Wahrheit zu gewinnen sein, daß ein einziger Beweis von Anhängerschaft einem auf Jahre die Zecken vom Leibe hält? Solange Jugend nicht bereit ist, einem Dichter zu Ehren das staatsgrundgesetzlich gewährleistete Recht der freien Meinungsäußerung durch das Faustrecht zu beeinträchtigen, glaube ich, daß Jugend ein Zustand ist, der weniger Beziehung zur modernen Ansicht hat als das Philisterium zur alten.

* * *

Wenn die Burschen, denen heute die nächste Druckerei offensteht, um ihre in Lob und Tadel gleich wertlose Meinung über ein Kunstwerk publik zu machen, nur halb so viel Respekt vor der Druckerschwärze hätten wie das Publikum, dann stünde es besser um die Literatur. Es scheint eine neue Fuhr Adjektive in Deutschland eingetroffen zu sein, und die Klischee—Kritik hat wieder zu leben; die Nachdenklichen sind zufrieden und die Tänzerischen sind vergnügt. Gegen die schmutzige Anerkennung, die die Ausschnittbüros jetzt täglich präsentieren, ist einer wehrloser als gegen jede ehrliche Gemeinheit. Man wisse, daß hier kaum der zehnte Teil von dem abgedruckt wird, was über meine Bücher erscheint, und reichlich die Hälfte von dem Abgedruckten als der wertlose, aber immerhin dokumentarisch wichtige Versuch erkannt ist, von einem neuen Gedankeninhalt neue Klischees zu schöpfen. Diese Schwindelkritik, die im Nebel der Beiwörter hantiert, steht nur im Niveau, nicht im Wert über der alten Reportage. Das moderne Tinterl würde natürlich die folgende Notiz nicht mehr schreiben:

Neue Badische Landeszeitung, Mannheim: »Alfred Polgar ist einer der begabtesten, witzigsten und auch boshaftesten Köpfe der jüngsten Wiener Journalistengeneration. Er gehört, wie etwa Felix Salten oder Karl Kraus, zur Gruppe jener, aus deren Mund selten Lob ertönt, die aber mit spitziger Klinge oder mit widerhakigem Pfeil stets des Gegners Achillesferse unfehlbar zu treffen wissen ... «

Diese Meinung eines antiquierten Tinterls, die wohl auch dem Besprochenen nicht eben zur Ehre gereicht, wäre von mir nie und zu keinem Zwecke beachtet worden. Ich stelle aber fest, daß der Verlag meiner Bücher, Albert Langen in München, sie in ein Novellenbuch aufgenommen hat, dem er damit offenbar ein Kompliment mit auf den Weg geben wollte. Den Vergleich seiner Feder mit der spitzigen Klinge oder mit dem widerhakigen Pfeil aus der Waffenhandlung des Herrn Salten muß sich der Autor nicht gefallen lassen. Aber das ist seine Privatsache. Meine eigene mache ich sofort zur öffentlichen. Geschäftliche Beziehungen stelle ich weit hinter literarische Mißverständnisse. Ob der Verlag Langen meine Bücher gut verlegt, kommt für mich in dem Augenblick nicht in Betracht, wo er — wissend oder versehentlich — ein Buch in den Handel bringt, auf dessen Schlußseite eine Unglaublichkeit wie die oben abgedruckte steht. Mein Verleger hat das Recht, jedem seiner andern Autoren damit nützen zu wollen, daß er ihn mit mir vergleicht. Er hat aber nicht das Recht, mich mit Herrn Felix Salten zu vergleichen. Mein Verleger dürfte bei Durchsicht meiner Bücher finden, daß ich nicht zur jüngsten Wiener Journalistengeneration gehöre, und mindestens, daß ich, selbst wenn es der Fall wäre, nicht zu ihr zu gehören wünsche. Er müßte ferner bei oberflächlichster Kenntnis der Hefte meiner Zeitschrift, die ihm in den letzten Jahren zugegangen sind, wissen, daß ich spitzige Klängen perhorresziere und jene Achillesfersen wie die Pest meide, die Herrn Salten interessieren könnten. Wenn es ihm dennoch schwer gefallen wäre, sich aus meinen Schriften ein Bild meiner Eigenart zu formen, so hätten ihm allenfalls die Werke des Herrn Auburtin, die er ja auch verlegt hat, darüber Aufschluß geben können. »Die Kunst stirbt«, nämlich daran, daß die Welt den Feuilletonisten gehört, und wenn sogar ein Feuilletonist es sagt, so muß es wahr sein, und wenn er auch nicht sagt, daß er's von mir weiß, so muß doch der Verleger merken, was jeder Leser merkt, und wenn er es selbst in seiner Zeitschrift als die Erkenntnis des Herrn Auburtin

verherrlichen läßt, so muß er — wer denn sonst als er — wissen, wo und wie die Quelle fließt. Aber es ist gewiß tröstlicher, nicht genannt, nicht von den Feuilletonisten genannt, als mit ihnen zusammen genannt zu werden. Ich hatte mir mit dem Glauben geschmeichelt, daß der Verlag Langen mir — im Stillen — einen gewissen Anteil an jenem Gebiet seiner Unternehmungen einräume, welches sein literarisches Ansehen mehren half, oder daß wenigstens die schlechten geschäftlichen Erfahrungen, die er mit mir gemacht hat, ihn davor abhalten müßten, mich zu nennen und nun gar zusammen mit dem tüchtigsten Librettisten. Ich hatte geglaubt, daß den Herren vom Verlag Langen meine Stellung innerhalb und gegenüber der Wiener Literatur auch vom Hörensagen zu gut bekannt ist, als daß sie lästige Vergleiche in ihrem Druckbereich dulden könnten. Da es nicht der Fall ist, so kläre ich hiermit den Verlag meiner Bücher darüber auf, daß ich keineswegs imstande wäre, ein Straußisches Libretto zu »intarsieren«. Wenn ihm trotzdem die weitere geschäftliche Verbindung mit mir, die ja auch sonst nicht eben günstig ist, passen sollte — die Korrekturen sind teuer, der Gourmands, die ein Komma schmecken, sind wenig —, so möge er es ungescheut sagen. Ich selbst habe gegen die literarische Verbindung mit dem Verlag Langen unter der Bedingung nichts einzuwenden, daß aus der zweiten Auflage, die dem Autor des Novellenbuches der Vergleich mit dem besten Geschäftsmann hoffentlich eintragen wird, die Frechheit des neuen badischen Tinterls verschwindet. Weil eine private Beschwerde, weder der öffentlichen Insulte noch dem Glauben, daß ich sie schweigend hinnehme, entgegengewirkt hätte, und weil meine Lust, zu wirken, erst jenseits der geschäftlichen Rücksichten beginnt, mußte ich die Erinnerung an alle Korrektheit und Freundlichkeit, die mir der Verlag Langen bisher bewiesen hat, als Privatsache unterdrücken. Ich verlange keine Förderung; aber ich bestrafe das Unrecht, das mir widerfährt, als ob's allen gälte, weil ich das allgemeine an mir selbst erleide. Ich trage es leichter, wenn es mir geschieht, denn ich bin mir das Beispiel, das ich zur Hand habe, und alles wird bequemer. Mir geschehen keine Privatsachen mehr. Der Verfasser von »Pro domo et mundo« hat ein Recht, nicht bei sich zu behalten, in welchem Ansehen er bei seinem Verleger steht.

* * *

DA NUN AUCH BAHR BALD FÜNFZIG WIRD,

so ist es wichtig, schon heute festzustellen, daß er ein »erstklassiger Schriftsteller« ist, wie aus dem folgenden Vergleich zweier Dokumente unzweifelhaft hervorgeht. Das rechte ist der Gerichtssaalrubrik, das linke Gesängen entnommen, die Beklagter veröffentlicht hat. Bewiesen wird, daß er mit Wahnfried besser steht als mit Ronacher

»Das Gute, Schöne, Wahre als nationale Tat, als gemeinsames Werk der ganzen Menschheit — das »Himmelreich in uns« durch unser aller Tun auf Erden gebracht und in unser aller Sein lebendig, durch unser tägliches Werk jeden Morgen und jeden Abend unablässig wieder erneut —

»Das Landesgericht in Zivilsachen hatte gestern unter dem Vorsitze des L.—G.R. Dr. Kauer über eine durch ihren Sachverhalt bemerkenswerte Klage zu verhandeln, die Direktor Gabor Steiner gegen den Schriftsteller Hermann Bahr auf Rückzahlung eines Betrages von

so hat Wagner das klassische Ideal vollendet. Davon ist das rote Haus auf dem grünen Hügel das sichtbare Zeichen und jedes Festspiel darin die rauschende Verkündigung. Und das spürt, wer immer jemals, dem infamen Alltag entronnen, auf der Flucht vor dem Erwerb, vor dem »Betrieb«, hier das Unbeschreibliche lauschend empfangen hat: hier hört er seine Sehnsucht schlagen, ihr antwortet die Sehnsucht der anderen, und in dieser Vermählung aller so tausendfachen Sehnsucht traut er sich, einen seligen Abend lang, die Kraft zu ihrer Erlösung durch die gemeinsame Tat zu ... In unseren Tagen erst, seit der Künstler sich erniedrigt hat, Kunst zu Geld zu machen, ist das vergessen worden. Nun hat das Kunstwerk nichts mehr zu verkünden; nichts mehr zu gebieten, nun soll es gefallen, soll schmeicheln, soll unterhalten, will gewinnen, muß werben. Diese Entartung der Kunst zur Bühlerin und Bettlerin hat Wagner auf das Grimmigste gehaßt, Jede »Harangue« des Künstlers war ihm ein Greuel, und ein Kunstwerk, das ... bloß als Zier- und Schaustück müßiger Stunden gehalten werden soll, hat er verabscheut. — — Sehen wir einen Augenblick nun ganz von Wagner und vom »Parsifal« ab. Nehmen wir irgend einen Fall. Nehmen wir an, es gelänge mir, ein Stück zu schreiben, das alles enthält, was ich noch vor Gott und den Menschen auf dem Herzen habe ... Dieser Seelenhandel ist mir widerwärtig, ich achte eine Frau, die Liebkosungen verkauft, immer noch höher als den Dichter, der seine »Stimmungen« auf den Markt bringt, und wäre der erste, der zustimmt, wenn der Schutz des Kunstgeschäfts überhaupt aufgehoben würde. — — Das ist es, was die Menschen auf dem Festspielhügel fühlen ... Da hört mancher zum erstenmal seine eige-

7000 K. erhoben hat. Im Jahre 1910 hatte Direktor Steiner *bei Hermann Bahr* für das Ronacher—Theater eine Revue *bestellt*, die er auch *in der vorgeschriebenen Zeit* unter dem Titel: »Eine Reise nach Eipeldau« *fertigstellte*. Der Held der dreiaktigen Revue war eine Person, die den Titel führte »Li—lu—lo—lahwek«. Als Vorschuß auf die mit vier Prozent berechnete Tantieme hatte Herr Bahr noch vor *Fertigstellung* der Revue von Herrn Direktor Steiner einen Betrag von 7000 Kronen erhalten. Zur Aufführung dieser Revue im Ronacher—Theater kam es jedoch nicht, da die Zensurbehörden, in letzter Instanz die Statthalterei, die Aufführung der Revue, welche zahlreiche Anspielungen auf die Wiener politischen Verhältnisse enthielt, nicht gestattete. In einer durch Dr. M. eingebrachten Klage verlangte Direktor Steiner die Rückzahlung der 7000 Kronen. In der Verhandlung machte der Klagevertreter insbesondere geltend, daß der Kläger bei *Bestellung* der Revue einen Werkvertrag abgeschlossen habe, daß jedoch das *gelieferte Werk*, da es nicht aufgeführt werden konnte, einen wesentlichen *Mangel* aufweise, der den Kläger berechtige, den auf die Tantiemen gegebenen Vorschuß vom Geklagten zurückzuverlangen. Dr. T. wendete für den beklagten Schriftsteller ein, daß der Vorschuß von 7000 Kronen eine *Sicherstellung* für die *gelieferte Arbeit* war, *ohne die der Geklagte als erstklassiger Schriftsteller sich doch nicht zu einer Arbeit fürs Varieté hergegeben hätte*. Herr Bahr — erklärte Dr. T. — habe schon bei der *Verfertigung* der Revue, die einen politischen Charakter tragen sollte, die Zensurschwierigkeiten vorausgesehen und sei es *Sache des Klägers gewesen, durch eventuelle Änderungen einzelner Stellen* das Verbot der Aufführung hintanzuhalten. Der Se-

ne Stimme und erblickt seines eigenen Wesens tief verborgenen Willen. Und er vernimmt zum erstenmal aus dem vorlauten: »Du mußt!« unseres an den Erwerb verratenen gemeinen Daseins hervor den himmlisch tröstenden Klang des erlösenden: »Du sollst!«

nat beschloß vor Fällung des Urteils bei der Zensurbehörde anzufragen, ob für das Verbot der Aufführung einzelne Stellen der Revue oder deren ganzer Inhalt maßgebend waren, und vertagte die Verhandlung.«

Ein Bruchstück dessen, was Herr Bahr vor Gott und den Menschen auf dem Herzen hat, ist inzwischen in einer Zeitschrift abgedruckt worden. Man hat daraus ersehen, daß der Humor dieses erstklassigen Galwächters tief unter dem Niveau jener Lieferanten steht, die keineswegs in Wahnfried Zutritt haben, aber auch keiner Sicherstellung bedürfen, um sich zu einer Arbeit fürs Varieté »herzugeben«. Parsifal beiseite. Lassen wir die reine Seele links liegen und halten wir uns an die rechte. Bleiben wir bei Ronacher. Reisen wir von Bayreuth nach Eipeldau. Die Leute also, die für die Budapester Orpheumgesellschaft schreiben, stellen — ihre Leistung textlich betrachtet und losgelöst von der einzigartigen Wirkung, die ihr die Kunst der Eisenbach und Rott verschafft, — neben Herrn Bahr eine Potenz vor, die etwa einer Compagnie von Molière und Nestroy entspricht. Mehr als das: Leon und Stein sind mit dem, was sie vor Gott und den Menschen auf dem Herzen haben, neben Herrn Bahr die reinen Glinger und Taussig. Seitdem Herr Bahr fürs Varieté »arbeitet«, hat er erst ein Recht, sich einen »erstklassigen« Schriftsteller zu nennen, ist es aber bei weitem nicht. Sein Name wird in der Literaturgeschichte — das sei am Vorabend des fünfzigsten Geburtstages gern zugestanden — als der eines Rekommandeurs von großem Eifer und geringem Erfolg, eines vifen Causeurs und Gemahls einer erstklassigen Wagner—Sängerin einem weiteren Jahrfünft überliefert werden. Auch mag ihm der Ruhm gesichert sein, daß er es war, der das Fräulein Ethel Smith angeregt hat, sich der Suffragetten—Laufbahn zu widmen, wodurch sie immerhin im Komponieren aufgehoben wurde. Viel Positiveres dürfte nicht übrig bleiben. An die Kunstfülle, die in einem richtigen, von den Koryphäen der Theaterrubrik unbelästigten Varietéprogramm aufgehäuft ist, reicht seine Fähigkeit nicht heran. Seine gute Laune, die vom Witzblatt und nicht vom Humor kommt und die politische Freiheit als das Postulat der schlechten Erziehung darstellt, reicht aber auch bei weitem nicht an jenen Herrn Li—lu—lo—lahwek heran, der noch immer vom Wiener Freisinn als das Klischee tölpelhafter Rückständigkeit strapaziert wird und der vermutlich ein fruchtbarer Kopf ist als sämtliche, über die die intellektuelle Hydra zwischen Presse, Börse und Universität derzeit verfügt. Es ist ein Maß für den Hohlraum, aus dem Herr Bahr Satiren schöpft, daß ihn nächst einem Vorschuß von 7000 Kronen die Weltanschauung des Kommunalreporters der Neuen Freien Presse am meisten anregt. Sämtliche Knockabouts und ehrlichen Schlangentänzerinnen sollten aber gegen die Frechheit aufstehen, mit der sich die Literatur an ihre Szene anschmarotzt, um sich im Fall des Mißlingens über sie zu erheben. Der erstklassige Clown arbeitet fürs Varieté, weil er nach seiner Leistung bezahlt wird. Der erstklassige Schriftsteller verachtet das Varieté und läßt sich die Verachtung abkaufen. Eine Dame der Gesellschaft, die offen zugäbe, daß sie sonst billiger zu haben sei, aber in einem Rendezvoushaus nicht unter 7000 Kronen, wäre in jener Welt, der Herr Bahr Freude macht, unmöglich. Der Schandlohn ist juristisch unein-

bringlich; die Berufung auf geistige Prostitution erhöht die Chancen eines Zivilprozesses. Nicht daß Herr Bahr fälschlich im Glauben lebt, wenn er und das Varieté sich miteinander einlassen, so habe er sich prostituiert, sondern daß er seine Prostitutionsfähigkeit zugibt und veranschlagt, ist der Clou dieser nichtaufgeführten Revue. Sprechen wir nicht von Bayreuth, nicht von der Kunst, deren Entartung zur Buhlerin und Bettlerin Wagner auf das Grimmigste gehaßt hat. Sehen wir einen Augenblick ganz von Wagner und vom »Parsifal« ab. Herr Bahr selbst verabscheut den Seelenhandel und achtet eine Frau, die Liebkosungen verkauft, noch immer höher als sich selbst. Denn er ist ein Dichter, der seine Stimmungen auf den Markt bringt, nein, nicht einmal, er schließt einen Werkvertrag auf seine satirische Phantasie, und der Meister, der die Eingebungen seiner schöpferischen Laune für unabänderlich hält und sie durch ein Gesetz vor einer vandalischen Nachwelt geschützt wissen will, macht dem Kunden einen Vorwurf daraus, daß er dem noch höheren Fatum der Zensur nicht durch »Änderung einzelner Stellen« entgegengearbeitet habe. Der unbeugsame Zensurkämpfer und freisinnige Hasser der Einrichtungen von Eipeldau entsagt mannhaft allem Unfrieden zugunsten eines Vorschusses und hat nichts dagegen, wenn ihm der Varietédirektor die erstklassige Arbeit schon bei Lebzeiten redigiert. Sprechen wir nicht vom Ronacher. Sehen wir einen Augenblick ganz von Bahr und von der »Reise nach Eipeldau« ab. Eine Prostituierte kann betrogen werden, nachdem sie den Werkvertrag erfüllt hat. Wenn sie sich aber darauf steifte, den Vorschuß zu behalten, obgleich etwa die Behörde den Geschlechtsverkehr inzwischen verboten hätte, so würde ihr der Beweis ihrer Bereitwilligkeit nichts helfen und der Kunde bekäme glatt das Geld zurück. Wie immer Herr Bahr in der nämlichen causa abschneidet, sein Fall ist hier gerichtlich entschieden. Er gibt sich nicht unter 7000 Kronen her oder hin — mehr braucht man nicht zu wissen. Ob er sie zurückzahlen muß oder nicht, ist belanglos. Er ist zwar schon fünfzig, findet aber noch immer Käufer und wird demnächst Lobsprecher seiner Reize finden, wie sie Grillparzer im gleichen Alter nicht gefunden hat, wiewohl er sich auch für den höchsten Betrag zu nichts hergegeben hätte. Es ist wichtig, die Epoche zu kennen, in der einer fünfzig Jahre alt wird. Wenn nun selbst das Gericht in festlicher Geberlaune sein wird, die Freude des Tages ungetrübt bleibt, ein Vorschuß wie ein Böllerschuß klingt und statt des vorlauten: »Du mußt!« ein erlösendes: »Du brauchst nicht!« ertönt, so wird die Karriere des Geburtstagskindes zwischen zwei siegreichen Prozessen beschlossen sein: einem Strafprozeß, den Herr Bahr gewonnen hat, weil mir der Beweis gelang, daß ein erstklassiger Theaterkritiker Anspruch auf die besten Tantiemen habe, und einem Zivilprozeß, in dem er sich selbst noch Schlimmeres nachsagen mußte, um ihn zu gewinnen. In diesen zwölf Jahren seines an den Erwerb verratenen Daseins, auf der Flucht vor dem Betrieb, hat ein reiner Tor zwar nicht seine ethische Persönlichkeit, wohl aber die Erkenntnis von ihr weiter entwickelt. Er wird trotzdem beglückwünscht werden. Denn — nehmt alles nur in allem — er war ein Mann, von dem man immer seinesgleichen sieht, der die Welt nicht angestrengt hat, und von dem es mit Recht einst heißen mag, daß er sein Lebtage die Prozesse gewonnen hat, die er verloren hat.

* * *

SPIEL DER WELLEN

Es ist aber nachzutragen, daß wir im August halten und somit die Zeit gekommen ist, in der auch die körperlichen Reize des Herrn Bahr den Zeitgenossen rekommandiert werden. Denn alljährlich überraschen uns die illustrierten Blätter mit einer entzückenden Aufnahme: »Hermann Bahr im Seebade am Lido bei Venedig.« Da er nämlich sowohl für Bayreuth wie für den Lido arbeitet, so hat seine Gestalt wie von selbst Wotan—Formen angenommen, die in der Schwimmhose sehr apart zur Geltung kommen. Wenn Österreich noch Venedig hätte, so hätte man wohl auch daran denken müssen, die Albrechtsrampe, die bekanntlich die Flußgötter in einer verständlichen Darstellung zeigt, durch einen Nereus zu komplettieren, unter dem sich jeder Passant bequem den Lido vorstellen kann. Kein Zweifel, daß man die Gelegenheit benützt hätte, um Herrn Bahr ein Denkmal zu setzen, das immerhin dauerhafter wäre als die Abbildungen, die das 'Interessante Blatt' bringt. Heute müssen wir uns damit begnügen, regelmäßig in jedem Spätsommer, wenn man ahnungslos im Kaffeehaus die illustrierten Zeitungen durchblättert, einen Meergreis aus den Fluten auftauchen zu sehen, der ein unzufriedenes Gesicht macht, so etwa, als ob er doch nicht in seinem Element, sondern lieber Zimmerputzer in der Walhalla wäre, oder wie ein Gambrinus, dem man Wasser verordnet hat: ein entferntes Geschwisterkind des Neptun, der am Michaelerplatz unsere Macht zur See darstellen muß, was auch kein Vergnügen ist, und ein Untergott, der, wenns auf ihn ankäme, längst sich davongemacht und den vorteilhaften Antrag eines Friseurs angenommen hätte, um der Welt zu zeigen, wie man die Schuppen verliert und dafür einen üppigen Haarwuchs bekommt. Ich glaube, daß das geistige Bild einer gestrandeten literarischen Existenz nicht besser als durch diese jährlichen Aufnahmen im Schwimmkostüm herausgebracht werden kann, und daß schließlich jeder den Text verdient, der ihm im 'Interessanten Blatt' zuteil wird:

Der Dichter, der erst jüngst an den großen Festspielen in Bayreuth teilgenommen hatte, bei welchen seine Gattin Bahr—Mildenburg als »Kundry« Triumphe gefeiert, *weilt jetzt in der vom Zauber der Geschichte märchenhaft umspinnenen Meerstadt Venedig*. Es hat sich eine ganze Künstlergemeinde zusammengefunden, die gemeinschaftlich *in der wogenumspülten Stadt weilt, um wie eine Schar Tritonen in den blauen Wassern der Adria Stählung und Anregung der ermüdeten Lebensgeister* zu suchen. Aus unserem Bilde ist es ersichtlich, daß der grimmige Kritiker Bahr *dem sanften, schmeichelnden Umfangen der Adrianixen gerne nachgibt* und in versöhnlicherer Stimmung die Weltordnung betrachtet. Es wäre aber dem Meergott auch nicht anzuraten, mit Bahr anzubinden, denn der wäre imstande, das Meer, Venedig, Italien, die ganze Welt, mit Ausnahme jener zehn Menschen, die so gescheit sind wie er selbst (ein eigener Ausspruch von ihm), in Grund und Boden zu verdammen. So aber ist anzunehmen, daß er die ganze Sache wie ein Festspiel von Wagner beurteilt und alles herrlich, schön, entzückend findet und in heftigen Adjektiven die Reize der Lagunenstadt und die wohltätigen Folgen des Lidobades der hoch aufhorchenden Welt kundgibt. Er bedauert nur eines, *daß ihn Böcklin nicht im Spiele der Wellen malen kann*, was schon *durch das Sujet* ein einzigartiges Bild hätte geben müssen.

Das glaube ich auch. Es ist ein Jammer, daß das nicht mehr nachgeholt werden kann. Aber der Photograph tuts auch. Ich bin imstande und reproduziere die Aufnahme gelegentlich. So gefährlich allerdings, wie da behauptet wird, ist Herrn Bahrs Grimm nicht. Neptun könnte es schließlich, ermutigt

durch das Beispiel Gabor Steiners, auch noch riskieren, mit diesem Kritiker anzubinden. Zum Zauber der wogenumspülten Stadt hat er sich sowieso bekehrt, und die Hoteliers vom Lido wissen, an wen sie sich zu wenden haben, wenn die Ärztekammer von Venedig das Vorhandensein der Cholera behaupten sollte. Aber die Schar Tritonen, die um ihn herum Stählung und Anregung der ermüdeten Lebensgeister suchen, die interessiert mich! Und die müßte ein Blatt, das interessant sein will, doch auch im Bilde vorführen. So ist man rein auf die Phantasie angewiesen und muß sich vorstellen, daß es die Herren Salten, Zifferer, Wertheimer, Trebitsch und andere bekannte Tritonen sind, die dort unten ihr loses Spiel treiben. Die Adrianixen, die da schmeichelnd umfangen müssen, beneide ich nicht. Selbst wenn es die Damen Schalek, Jerusalem, Trebitsch—Stein und Kory Towska sein sollten. Aber ich werde — beim Neptun! — den Herren Tritonen, die es im Sommer so gut haben, dafür im Winter auf die Fischschwänze treten.

* * *

AUCH FULDA IST SCHON EIN FÜNFZIGER

weshalb das deutsche Lese— und Theaterpublikum ihm »in erquicklicher Gratulantenlaune einen Rosenstrauß auf den Geburtstagstisch gestellt hat«. Denn:

Ludwig Fulda *ist* ein Dichter.

Er ist zwar kein Dichter, aber er *ist* ein Dichter. Heute, da die Irrungen und Wirrungen eines mißverstandenen Naturalismus überwunden sind gottlob, da man die Stickluft der Hinterstube genug eingeatmet hat und an der Elenddramatik sich übersättigte, kurzum, heraus aus dem Sumpf, zerschmettert sind sie, der Blitz hat sie getroffen — ach so, das war ja mit Bielohlawek und nicht mit Hauptmann, kurzum man freut sich ordentlich,

auf dem literarischen Firmament *blaue Flecken der Lustspiellaune* zu sehen und versteht es wieder, *den Spendern des Lachens und Lächelns gerecht zu werden*.

Blaue Flecken — nicht Flecke — der Lustspiellaune: das muß eine Hautkrankheit sein oder vielleicht die Abschürfung, die sich ein Autor, von dem man das Lustspiel erwartet hat, beim Durchfall zuzog. Gleichwohl, Fuldas fünfzigster Geburtstag »berechtigt nicht zur Grande douloureuse«, aber da er oft schon im Frühjahr erkannt hat, was im Winter der »Dernier cri« sein werde, so ist die Alliance israelite zur Stelle und findet, daß das Ereignis »immerhin zu einem kurzen prüfenden Rückblick einlädt«. Denn man muß nicht erst »seinen Eintritt ins Psalmistenalter abwarten, um dem Gefeierten zu sagen, daß er nicht umsonst gelebt habe«. Nein, umsonst hat so ein Dichter nicht gelebt, unter Brüdern! Und »in der deutschen Gegenwartsgalerie möchte heute unter den zeitgenössischen Dichtern und Denkern niemand«, nun, was möchte niemand? »Den feingeschnittenen Kopf Ludwig Fuldas missen«. Ich schon. Aber freilich, ich bin ja der niemand. Zum Glück erinnert die Physiognomie »ein wenig an die Jugendbilder Heinrich Heines«. Das ist nicht zu unterschätzen. An Heine »gemahnt« auch manches in der Entwicklung, nicht zuletzt, sondern vielmehr last not least die meisterhafte Beherrschung fremder Sprachen. Sie hat ihm ein Übersetzungsbüro einrichten geholfen? Nein, sie hat ihn »zum akkreditierten Botschafter Deutschlands am Throne der europäischen Dichtung gemacht«. Hier möchte man bereits die Wand hinaufklettern, aber es wäre verfrüht, denn es fällt noch das Wort »kongenial«, das seit jeher

einen spezifisch heimeligen Ton hat. Und nun kommt etwas, wofür es von rechtswegen nur ein Kopfstück geben sollte:

Der Ehrlichkeit und dem Pflichtbewußtsein der Übersetzer eines vergangenen Jahrhunderts, der Schlegel, Tieck und anderer, gesellte er die sprachliche Grazie und Gewandtheit, welche Heine und die nach ihm kamen, dem Deutschen abgerungen hatten.

Der Mann, der die Feuermeldungen eines Börsenblattes einzurichten hat, befindet, daß Schlegel und Tieck zwar ehrlich und pflichtbewußt übersetzt haben, daß aber erst Fulda etwas Kongeniales dazu gesellt hat, nämlich die Gewandtheit von Heine und den Folgen, die dem Deutschen abgerungen wurde. Sie haben ja tatsächlich der Sprache das Gewand abgerungen, zu einem Spottpreis. Aber die inneren Angelegenheiten der Herrschaft vollziehen sich unabhängig von dem Interesse, wer sich jeweils der von ihr abgelegten Kleider annimmt. Allerdings gibt es noch andere Beziehungen Fuldas zur deutschen Literatur. Denn bekanntlich ist Goethe in der Fulda—Stadt Frankfurt zur Welt gekommen, und das gibt dem Geburtstagskind auch ein gewisses Air. »Man wäre unschwer versucht«, etwas abzuleiten. Fuldas »Befähigung zum Weltbürgertum«! Aber nur im Winter. Im Sommer lebt er ständig am Karersee, woraus sich wieder der »genießeriſche Lebensgeschmack« erklärt, und man meint ordentlich in seinen Dichtungen »österreichische Lüfte zu atmen« und empfindet »milde verklingende Walzertöne im Ohr«. Fulda hat also nicht von Goethes Mütterchen die Frohnatur, sondern der »Talisman« hat sich an Grillparzer »herangerankt«. Aber der Dichter ist auch an den sozialen Problemen nicht vorübergegangen, denn er hat ein Stück geschrieben, in dem gestreikt wird, »wie er denn überhaupt kaum jemals gezögert hat«, in die Arena zu steigen. Überflüssig zu sagen, daß seine Waffe »nie der schwere Kavalleriesäbel, geschweige denn der Knüppel« war, aber natürlich versteht er meisterhaft, »den Degen und das Florett zu handhaben«. Österreichisch im besten Sinne mutet die bei aller Schärfe nie verletzende ... Ich glaube, daß jetzt der Moment gekommen ist, wo man sich allmählich anschicken kann, die Wand hinaufzuklettern. Oben angelangt, erkläre man dreist, daß sich Herr Fulda an Blumenthal, der eine Villa in Ischl hat, herangerankt hat und daß er sich von ihm nur dadurch unterscheidet, daß der eine fünfzig und der andere sechzig ist. Wenn dieser ins Psalmistenalter eintreten wird, beginnt jener ein Nestor zu sein. Dann bin ich aber nah an die fünfzig und ich garantiere dafür, daß die erquickliche Gratulantenlaune des Lese— und Theaterpublikums bis dahin verstunken sein wird. Denn meine Waffe ist ein Knüppel, und ich treib der Welt die Geburtstagskinder ab, daß es eine Art hat!

* * *

BILDERKRITIK

Einer von den ganz Großen, einer von denen, die uns *nur alle dreihundert Jahre* geboren werden, wird dieser Tage fünfzig Jahre alt. Was sollen wir Armseligen ihm, dem Meister, was *wir Auguren* dem Publikum sagen? ... Nein, wir wollen ihn nicht historisch werten, ihn, der heute noch lebensfrisch unter uns schafft und stündlich wächst, nicht *auf das Sezierbrett der Kunstgeschichte spannen*, sondern lieber andachtsvoll *die Augen schließen* und im Geiste wiedererleben, was seine Kunst zu uns gesprochen hat. Sein Anfang stand im Zeichen *Makarts* ... *Gleich Makart warf er die den üppigen Leib deckenden Fetzen ab* und ließ die asketisch

erzogene Menge erbeben unter dem wollüstigen Schauer weißer Frauenleiber, *wie er sie dachte* ... Dann ergab er sich ganz und gar *an Schubert, diesem* Symbol des heiter—genußfrohen, aber auch innig—tiefen Wienertums ... *Und blütenstrotzende Bäume sehen wir sich neigen*, stille Weiher, von Tannen umkränzt, große gelbe Blumensterne von der *prallen* Sonne bestrahlt, *teppichdurchwirkte Wiesen* mit buntem Klee und *sündhaften Herbstzeitlosen*, Bauernhütten in weltvergessener Einsamkeit, weiße Birken schimmern durch den Wald, der Morgen, der Mittag, der Abend, alle Jahreszeiten sind *auf die Leinwand eingefangen*, von einer Beobachtungsgabe, einem lyrisch—ergriffenen Sich—in—die—Natur—versenken ohnegleichen. Das *Natterngesisch* der heuchlerischen Prüderie, das giftige Wüten lendenlahmen Gelehrtenbüchlers, der polternde Haß des kulturlosen Spießers dringt an unser Ohr, wenn wir der herrlichen Universitätsbilder gedenken, dieser Farben— und Liniensinfonien, in denen eine ganz einzigartige *Phantasie mit unerhörten kompositionellen Mitteln wissenschaftliche Disziplinen mit einer solchen philosophischen Überzeugungskraft zu einem Symbol verdichtet* hat, daß wir einzelne Gestalten *direkt als unvergängliche Personifikationen* empfinden ... Zeichnungen gibt es von ihm, die umhaucht sind ...

Genug, der Mann heißt Pollak. Er schließt vor Bildern die Augen. Wir bei der Lektüre. Wir hören dann Schubert, diesem Symbol. Bis in dreihundert Jahr'!

EIN PREISGEKRÖNTER

»Dem Wiener Schriftsteller Otto Stoessl wurde von der Tiedge—Stiftung in Dresden für seinen Roman »Morgenrot der bei Georg Müller erschienen ist, eine Ehrengabe von 500 Mark verliehen.«

Den Bauernfeld—Preis dagegen hat ein anderer Wiener bekommen, der kürzlich einen »Karlsbader Brief« erscheinen ließ, in dem der Patient, der zugleich Dichter ist, seinen Arzt, der zugleich Maler ist, wie folgt ansprach:

Wenn Ihre Finger den kranken Leib abklopfen und Ihr Ohr an meinem Herzen lag, dann glitt Ihr Malerauge zugleich in die Falten meiner Seele.

Kunststück zu erraten, daß es sich um Trebitsch handelt. Weitere Anhaltspunkte dafür:

Ich komme mir vor wie ein wandelndes Wasserreservoir. Sonst kann ich nicht klagen ... Er hat mich übrigens auf ein Buch aufmerksam gemacht, das in Fachkreisen allgemeines Aufsehen erregt und das Sie auch lesen sollten; es heißt »Studien über Darmträgheit, ihre Folgen und ihre Behandlung« von Dr. Franz Xaver Mayr.

Daß Trebitsch schlecht übersetzt, haben wir gewußt. Daß er auch schlecht verdaut, ist neu. Aber er plaudert gut.

Die übliche Toilettenpracht wird natürlich erst entfaltet, wenn *der lange Tag* in eine kurze Nacht gesunken ist.

Das wäre also nur einmal im Jahr? Aber es scheint dafür jeden Morgen hoch herzugeben. Der Dichter sagt darüber:

Was dem Karlsbader Morgen *sein Gepräge* gibt, das sind die hellen und zarten Farben, in denen die Kleider *mit den duftenden*

Blumen wetteifernd prangen, die hier in verschwenderischer Fülle die Gürtel der Damen und Knopflöcher der Herren schmücken und sorgfältig zu den Blusen und Krawatten abgetönt werden. Sie sollten einmal herkommen, um das *Leben und Treiben* an den Quellen aus eigener Anschauung kennenzulernen ... Ein internationales Publikum strömt in unser Heimatland. Und wer wie ich *der Becher fünf zu schlürfen hat*, der kann, wenn er scharfe Ohren besitzt und manche Sprache versteht, Dinge erlauschen, Dinge ...

Wenn es also Engländer sind, können sie vor Indiskretionen durch Trebitsch sicher sein.

Als aber neulich am Schloßbrunnen *der jugendliche Recke Fejervary*, der letzte Ritter des Maria—Theresien—Ordens, zu einem Herrn sagte ...

Ich verrate auch nichts.

Wenn Sie sich entschließen, mich zu besuchen, will ich Ihnen auch den grimmigen Herrn v. Justh zeigen, der von Freunden umringt, selbst hier lebhafter, als es kurgemäß ist, sein Veto zu vertreten scheint ...

Plauderer sehen jede Persönlichkeit von Freunden umringt, erlauschen, was gesprochen wird, und deuten an. Und dann folgt der neckische Vorschlag, der, an den der Brief gerichtet ist, solle »Schiedsrichter« sein, ob Posthof, Freundschaftssaal oder Kaiserpark die beste Frühstückstation sei. Die Karlsbader »Pilger« schwören natürlich jeder auf die seine, und das geistige Problem des Karlsbader Lebens bildet eben dieser natürlich nicht ganz seriös gemeinte »Wettstreit«.

Dort erquicken der beste Tee, die frischesten Eier und der blaseste Schinken wie das üppigste Mahl, nach der Wanderung *auf* nüchternen Magen.

Des Feldherrn Traum ... Aber jeden Früh nimmt selbstredend auch Trebitsch dort seinen Tee und seine Eier. Natürlich werden die herrlichen Waldwege »der breiten Heerstraße vorgezogen«. Der Dichter — ein lauschiger Schmock aus den neunziger Jahren — empfiehlt als Hotel selbstredend Pupp.

Wem Bäder verordnet sind und wer auf häufige Besuche seines Arztes rechnen muß, der tut gut daran, dieses glänzend geführte Hotel zu wählen.

So spricht der ernste Fremdenführer. Der heitere Plauderer ergänzt:

Wer die schöne junge Frau Emmy Pupp, von vornehmen Freundinnen umringt, zumeist im Automobilschleier *kommen und gehen* sieht, wird auf den ersten Blick, darüber beruhigt sein, daß in einem Hause, das den *verwöhntesten Bedürfnissen* genügt, auch für das Wohlergehen der Gäste in jeder Weise gesorgt wird.

Schlüssig ist die Sache nicht. Richtig ist, daß in einem Hause, das den verwöhntesten Bedürfnissen genügt, auch zumeist für das Wohlergehen der Gäste gesorgt wird, aber weder der Umstand, daß Frau Emmy Pupp wie jede bessere Persönlichkeit umringt ist, noch daß sie unaufhörlich im Automobilschleier kommt und geht, bildet eine Gewähr dafür, daß das Haus den verwöhntesten Bedürfnissen genügt, sondern berechtigt im Gegenteil zu Zweifeln an der Zurechnungsfähigkeit jener Individuen, denen die Verteilung des Bauernfeldpreises obliegt. Denn es ist unerhört, daß sie, während die Talente in Österreich nicht genug Geld haben, um zu essen, geschweige denn, um sich ihre Darmleiden in Karlsbad auszukurieren, für das Wohlergehen reicher Analphabeten in jeder Weise besorgt sind. Für die verwöhntesten Bedürfnisse von Leuten, die der Reichtum über den Winter in der Gunst einer schamlosen

Literaturclique festhält und die im Sommer, freigelassen, Hotelreklamen in einem Deutsch schreiben, das dem letzten Angestellten eines Annoncenbüros zum Hinauswurf verhülfe. Es ist nämlich dank der Feilheit und Gewissenlosigkeit der Berliner und der Wiener Literaturhändler möglich, daß einer den Kurswert eines modernen Novellisten erlangt, der den Satz niederschreibt:

Das Tagesgespräch bildet aber jetzt ein anderes Haus, das »Hotel Imperial«, das erst vor wenigen Wochen eröffnet wurde. Sein Erbauer, Lord Westbury, nimmt übrigens, *im Gegensatz zu Frau Pupp*, auch die Karlsbader Kur. Das ist sehr begreiflich, denn wie viel heiße und aufreibende Arbeit muß dieser Prachtbau, vom Gelde abgesehen, gekostet haben.

Eine psychologische Beobachtung, die an Selbständigkeit reichlich einen Band bei S. Fischer aufwiegt, besonders wenn sie durch den Gedanken ergänzt wird:

Nebst einer Reihe glanzvoller amerikanischer Namen haben sich auch Leo Fall und Viktor Leon zu gemeinsamer Arbeit im »Imperial« niedergelassen. Das Münchener Künstlertheater wartet ...

Diese Perspektive läßt den Dichter wieder sich auf sich selbst besinnen. Er beginnt von Marienbader Wäldern zu schwärmen:

Schon dreimal bin ich drüben gewesen, und mir war, als finde ich ganz kleine Teile von den vielen namenlosen Dingen wieder, die ich auf meinen Wegen gefunden und verloren habe.

Das Motiv der Darmträgheit klingt offenbar wieder an. Immer deutlicher:

Und wenn ich's unter dem *Drucke* der Kur, zu der Sie mich verdammt haben, recht bedenke, scheint mir mein ganzes Leben und das vieler anderer nur ein langer Umweg nach Karlsbad gewesen zu sein!

So wird man nachdenklich.

Wie sagten Sie doch: Karlsbad ist der Kurort der Embonpoints ...

Mboh, man ist selbst schon um vierzig und schließt, sinnig, aber nicht ohne wehe Erinnerung an den Tonfall bei der Korrespondenz der Seidenbranche:

Sie sehen, das viele Wasser hat mir die Augen geöffnet. Leben Sie wohl und *verfügen Sie auch ferner* über
Ihren getreuen

Siegfried Trebitsch.

PS. Und beehren wir uns Ihnen mit dem kulantesten Bauernfeldpreis entgegenzukommen. Wie auch zu eröffnen, daß die Verdauung der Preisrichter die beste ist. Denn wer Herrn Minor, von vornehmen Freunden umringt, kommen und gehen sieht, wird auf den ersten Blick darüber beruhigt sein, daß in einem Hause, das den verwöhntesten Bedürfnissen genügt ... Nein, seine Augen sind nicht geöffnet. »Des Feldherrn Traum« Frau Pupp trägt einen Vollbart und Herr Minor einen Automobilschleier.

* * *

SIE GENIESST DAS VERTRAUEN

» ... Ich erlaube mir, Ihnen zu diesem Zwecke den Betrag von 1000 K. zu übersenden und hoffe, daß manche andere gleichfalls nach ihren Kräften zu diesem Zwecke beisteuern werden. Ich zweifle nicht, daß Ihr geschätztes Blatt eine solche Anregung un-

terstützen und daß die Administration Beiträge entgegennehmen und ihrem Zwecke zuführen wird. Mit vorzüglicher Hochachtung
Konsul ...

* * *

LUEGER WENN ER DAS ERLEBT HÄTT

seufzt jetzt unaufhörlich eine, die ihm nie ein langes Leben gewünscht hat. Die Vertreterin seiner »Manen« ist nun die Neue Freie Presse, und die Angelegenheit seines Denkmals wird von ihr mit einer Wärme betrieben, die eines Heine—Denkmals würdig wäre. Kein Tag vergeht, daß sie nicht bitter würde und den Christlichsozialen nicht Mangel an Pietät vorzuwerfen hätte. Wie, der »Hagenbund« soll delogiert werden?

Er konnte sich auf ein Wort des Bürgermeisters Dr. Lueger berufen, der freilich jetzt bereits über zwei Jahre tot ist und dessen Andenken unter seinen Nachfolgern trotz gelegentlicher Wahlproklamationen und nicht besonders ergiebiger Denkmalkostensammlungen kein allzu lebendiges zu sein scheint ...

Bei ihr, bei ihr lebt es, und täglich hört man jetzt: ja, er! und: ja, damals! und: das hält' er sich nicht träumen lassen, und: Lueger wenn er das erlebt hätt! ... Die Beschützerin der schönen Künste kanns nicht ertragen, daß die Mietfrist des Hagenbunds abgelaufen ist. Aber sie würde es vielleicht ertragen und es würde ihr, wie man in den Kreisen der Lueger—Verehrer sagt, stogelgrin aufliegen, wenn nicht nach dem Auszug des Hagenbunds und vor der Niederreißung das Gebäude als Speisehalle dem Eucharistischen Kongreß überlassen würde. Diese Vorstellung hat das freiheitliche Wien aus Rand und Band gebracht. Die Ausspeisung von Monisten in der ehemaligen Markthalle wäre dem freiheitlichen Wien viel interessanter erschienen als »das Schicksal des Hagenbundes«. Für dieses Schicksal interessiere ich mich, wer immer in der Markthalle ausgespeist wird, ob Pilgrime oder Intellektuelle, nicht im geringsten. Ich bin an der Markthalle, an der entlang mich vor dreißig Jahren der Weg zur Schule führte, nicht mehr vorbeigekommen, seitdem dort statt der Fleischhauer die Malermeister hausten. Nur die Kokoschka—Ausstellung, eine Unregelmäßigkeit, die der »Hagenbund« bereute, hat mich sogar zum Eintreten bewogen. Sie gerade ist es, die bei den »kommunalen Machthabern«, sagen die Liberalen, »böses Blut« erzeugt haben soll. Das Blut der Liberalen dürfte vor den Bildern Kokoschkas auch nicht besser geworden sein. Bis Ranzoni dürften beide Parteien noch mitgehen und vor Ameseder einig werden. Mein Parteiprogramm ist einfach: ich vertrage jene Schinken nicht, die gefirnißt werden, meide Ausstellungen und am liebsten solche, die sich »Hagenbund« nennen. Sie sind überflüssig. Die Ausspeisung von Pilgern ist notwendig und hat wie jegliches Ding im Leben mehr mit der Kunst zu schaffen als eine Ausstellung von mittelmäßigen Malern. Wenn die Diener, die diese aufzuhängen hatten, durch die Ausmietung zu Schaden kommen, so soll die Gemeinde für sie sorgen. Erfüllt sie diese Pflicht, so kann sie, dem intellektuellen Janhagel zu Trotz, den Ruf der »Kunstfeindlichkeit« riskieren. Denn das fehlte noch, daß eine Partei anfinge, kunstfreundlich zu sein!

* * *

GROSSES AUFSEHEN

hat die nächtliche Überführung des Radetzky—Denkmals gemacht. Aus allen Kaffeehäusern sollen die Leute herausgekommen sein, »um den alten Feldmarschall, für den jeder ein freundliches oder neckisches Wort hatte, zu sehen«. Details werden nicht berichtet. Es ist aber anzunehmen, daß vielfach der Gedanke »Vater Radetzky schau oba« ventiliert oder geradezu der Radetzky—Marsch angestimmt wurde. Manche dürften auch »Servus Radetzky«, andere kurzweg »Prosit« gerufen haben. Keiner ist aber genannt worden, nicht einmal der Historiker Friedjung, der des Weges kam und die Bemerkung fallen ließ: »In deinem Lager ist Österreich«. Radetzky, wenn er auch von Zumbusch ist, wußte sich zu helfen:

»Es bot einen merkwürdigen Anblick, als die Pferde anzogen und plötzlich die Kolossalstatue erschien, *leider* mit dem rückwärtigen Teil des Pferdes voran.«

So klagt die Neue Freie Presse. Ihr hatte ers angetan. Aber sie braucht sich nichts draus zu machen. Radetzky ist nur aus Bronze, und in ihrem Lager ist Österreich.

* * *

DIE CITY

»Heute $\frac{3}{4}$ 1 Uhr nachts wurde im Zentrum der Innern Stadt ein Radfahrer von zwei Burschen überfallen und beraubt. Der Mann, ein radfahrender Briefbote, fuhr mit seiner Maschine von den Tuchlauben durch das enge, schlecht beleuchtete Kühfußgäßchen gegen den Peter, als er sich bei der Ausmündung der Gasse zwischen dem »Hotel Wandl« und dem Schönbrunner Hause, *plötzlich zwei Männern gegenüber sah*. Sie traten rasch auf ihn zu, so daß er anhalten mußte, und rissen ihn vom Rad herab. Der eine fuhr ihm nach dem Halse und schnürte ihm die Kehle zu, so daß er nicht schreien konnte, der zweite hielt ihm den Revolver vor die Augen. Beide durchsuchten dann mit den freien Händen seine Taschen, rissen ihm dem Leibgurt herab, rissen ihm die Taschen auf und raubten ihm seine Börse, welche zirka 21 K. Bargeld und ein Telegrammrezepiß enthielt, sowie seine silberne Uhr und Kette. Die Räuber verschwanden augenblicklich hinter einem Neubau in der Kleeblattgasse ... Die Räuber haben jedenfalls den Boten auf seinen häufigen nächtlichen Fahrten beobachtet und *die Gegend zur Ausführung des Überfalles gut ausgekundschaftet* ...

Gegen dieses Erlebnis vermag die Wiener Flugwoche nicht aufzukommen. Hebe den Fremdenverkehr so hoch du willst, die Räuberromantik der Innern Stadt hat doch ihre Vorzüge. Zwischen dem Kühfußgäßchen und der Kleeblattgasse regt sich, das Denkmal Karls des Großen wird lebendig, und die Automaten sind tot. Im Pathephon wächst Moos. Ein fahrender Handwerksbursch schlägt soeben einen Nagel in den Stock im Eisen, eine Hübschlerin schleicht zum Riedl und — ha, was ist das? — ich sehe mich in der Kärntnerstraße plötzlich zwei Männern gegenüber — mir schwant nichts Gutes ...

* * *

WIR BESIEGTEN VON STOCKHOLM

Österreich hat bei den olympischen Spielen in Stockholm eine große Niederlage gewonnen, und die Beteiligten sind stolz darauf. Eine bedeutendere Blamage hat es nach ihrer einstimmigen Versicherung nie zuvor gegeben, und alle behaupten auch, daß sich ihre Voraussicht glänzend bewährt habe. Sie waren ihrer verlorenen Sache ganz sicher gewesen, als sie auszogen, und kein tückischer Zufall, der den Feind etwa ihre Stärke ausspähen ließ, konnte ihnen einen unerwarteten Sieg bereiten. Ein solcher wäre aber auch ein höchst bedauerlicher Zwischenfall gewesen. »Der Sieg im sportlichen Wettkampf«, hatte der Ehrenpräsident des Österreichischen Komitees für die olympischen Spiele, Otto Fürst zu Windisch—Graetz, schon vorher geschrieben, »hängt ja oft von Zufälligkeiten und Dispositionen ab.« Bessere Leute verschmähen es, derlei auszunützen, und streben lediglich an, Österreich bei solchem Anlaß zu »repräsentieren«, ein Ziel, bei dem viel mehr das wahre Verdienst entscheidet, als bei den zweifelhaften Siegen, die jeder gut Gelaufene erringen kann. Alle Völker in Stockholm waren denn auch tatsächlich darüber einig, daß die Österreicher das lebenswürdigste Publikum sind, dessen Zuvorkommenheit sich vor und nach olympischen Wettkämpfen bewährt, wenn auch nicht gerade während derselben, dessen Höflichkeit sich aber insoweit auch noch auf die olympischen Wettkämpfe selbst erstreckt, als sie — den anderen gerade da den Vortritt lassen. Die Österreicher wußten ganz genau, daß man in Stockholm auch auf das fesche Benehmen im Gasthaus Wert legen werde, und der Ehrenpräsident Otto Fürst zu Windisch—Graetz, hatte schon vorher geschrieben: »Nicht alle können siegen, und im Wettkampf der Besten zu unterliegen, ist keine Schande.« Klarer ist das Wesen eines Wettkampfes nie zuvor bezeichnet worden, denn ein Wettkampf besteht tatsächlich darin, daß nicht alle siegen können und wenn etwa Österreich gesiegt hätte, die andern Nationen hätten unterliegen müssen, ein Fall, der aber zum Glück nicht eintreten konnte, weil Österreich eben nicht ausgezogen war, um zu siegen, sondern um im Wettkampf der Besten zu unterliegen, also der Ehre wegen, wobei es sich vom Schah von Persien nur in dem einen Punkte unterscheidet, daß dieser seine Teilnahme an einem Wettrennen bekanntlich mit der Begründung ablehnt, daß ja ohnedies ein Pferd siegen müsse, während Österreich, wohl wissend, daß es nicht dieses Pferd sein werde, ja sogar das Gegenteil, sich dennoch von dem Wettbewerb nicht ausschließt! »Wir wissen wohl«, hatte der Ehrenpräsident, Otto Fürst zu Windisch—Graetz, vorher geschrieben, »daß es uns dort nicht vergönnt sein wird, eine allererste Rolle zu spielen«; aber daß es uns direkt vergönnt war, die allerletzte Rolle zu spielen, ist ein Erfolg, der gewiß noch alle unsere Erwartungen übertrifft. Was man erreichen wollte, hat man jedenfalls erreicht. Das kann man sagen. »Bei dieser Versammlung der Nationen«, hatte der Ehrenpräsident geschrieben, »darf niemand fehlen, der sich nicht selbst aus dem Völkergetriebe ausschalten will«; diese traurige Notwendigkeit ist Österreich erspart geblieben und seine Ausschaltung aus dem Völkergetriebe vielmehr an Ort und Stelle von den Völkern vorgenommen werden. Zu den mannigfachen Vorteilen, die die Beteiligung an den olympischen Spielen Österreich gebracht hat, gehört aber unstrittig der Umstand, daß der Ehrenpräsident des Österreichischen Komitees, Otto Fürst zu Windisch—Graetz, Journalist geworden ist. Mit der Körperkultur gehts nicht so geschwind wie mit der geistigen, und Fußball, Tennis, Fechten, Schießen, Radrennen, ja selbst Leichtathletik lernt sich nicht so leicht wie Schreiben. Der Österreicher zieht aus, um in Wettkämpfen zu unterliegen,

und wenn damit die Ehre des Vaterlandes noch nicht hergestellt ist, wird er Journalist. Zwei Blätter konnten sich schon vor den olympischen Spielen an einem Tage rühmen, einen Windisch—Graetz zum Mitarbeiter zu haben, und während die 'Neue Freie Presse' das mehr minder als eine Selbstverständlichkeit hinnahm, betonte die 'Zeit', jenes Blatt, welches das Geld der Kohlenmillionäre nimmt, um die Literaten nicht zu bezahlen: »der Schwiegerenkel unseres Kaisers habe die besondere Güte gehabt«, ihm den wertvollen Beitrag zur Verfügung zu stellen. Natürlich honorarfrei. Daß einer der höchsten Aristokraten für die Tagespresse schreibt, ist schön; schöner noch, daß er es kann. Daß ihm die Sache von der Hand geht, als ob er, ursprünglich dem Redakteurberuf bestimmt, sich erst später über Anregung des Mendl Singer der Aristokratie gewidmet hätte. Wenn freilich unsere sportlichen Fortschritte »in geradezu sprunghafter Weise« gemacht wurden, wenn es gilt, »den Weg zu betreten und zu gehen«, der zu olympischen Siegen führt, oder die jahrzehntelange Tatenlosigkeit Österreichs auf körperkulturellem Gebiete »mit einem Schläge wettzumachen«, wenn das sportliche Leben jetzt »mit unversiegbaren Wässern befruchtet« wird, wenn uns die olympische Expedition nach Stockholm »nur ein Glied in der großen Kette körperkultureller Aufgaben erschien« oder die Idee der olympischen Spiele »auf dem kühn geschwungenen Bogen solcher internationaler Veranstaltungen« zum erhabenen Ziel der Jugendfürsorge gelangt: so mag der Mann, der das alles behauptet, gewiß noch immer eher Sportsman als Journalist sein. Was aber ist er, wenn er sich nach der Niederlage beeilt, in der Neuen Freien Presse »eine Bilanz über das Gesehene und in uns Aufgenommene zu ziehen, bevor des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr die alte Lethargie wieder zu ihren zweifelhaften Rechten ruft«? Wenn er von der »Ausbildung unserer Jugend unabhängig von dem Wohlstande der in Frage kommenden Bevölkerung« spricht und von Schweden als einem »Land voll herrlicher Menschen, herrlich in Bezug auf Schönheit des Geistes und Körpers«? Ach, die Schweden können gewiß nicht solche Sätze schreiben! Wir sollen es aber gar dahin bringen, daß wir den Sport »als etwas Selbstverständliches betrachten wie andere Funktionen des menschlichen Lebens, welche uns die Natur vorbehalten hat«. Der Ehrenpräsident will den Sport damit gewiß auf das Niveau des Essens gestellt wissen, denn die andere Funktion, nämlich das Schreiben, hat uns die Natur keineswegs anbefohlen und die Verwendung von Zeitungspapier dürfte dem Ideal der Körperkultur durchaus widersprechen. Der Ehrenpräsident spricht von den »Erfahrungen, welche der denkende Sportsman bei solchen bedeutsamen Anlässen sammelt«. Der denkende Sportsman ist eine noch interessantere Abart als der denkende Schauspieler und von da nur ein Schritt zum schreibenden Schauspieler und zum schreibenden Sportsman. Denn Sport und Presse leben in anämischer Blutsverwandtschaft. Der Sport ist nur die verzweifelte Hoffnung, die dem Leben viel weniger Blut ersetzt als die Presse abzapft. Die olympischen Besiegten wollen es in Zukunft noch besser machen und verlangen deshalb, daß der Sport in den Schulen obligat werde, damit so etwas wie in Stockholm doch nicht mehr vorkomme. Aber die Kinder der Leute, die heute noch Sport treiben und für die Zeitung schreiben, lesen schon Leitartikel, und deren Kinder werden, wenn überhaupt, chemisch erzeugt werden. Darin werden wir vorangehen. Österreich ist nur ein Gedicht. An seinem Körper werden die Verfallserscheinungen der Menschheit deutlich. Wie wir in Stockholm, so wird sie im kosmischen Wettkampf aussehen.

Die Kinder der Zeit

[Die Zeitung in der Schule.] Das Lesen einer Zeitung wurde in Danzig als Unterrichtsdisziplin in den Lehrplan aufgenommen. *Die Erfahrungen, die mit dem Inhalt der Zeitungen gemacht wurden, werden durchweg als ausgezeichnet hingestellt.* Es wurden die Schüler und Schülerinnen in der Geschichts- und Geographiestunde mit den Ereignissen der neuesten Zeitgeschichte bekannt gemacht, unter anderem mit dem *Tode berühmter Männer* und der Geschichte ihres Lebens und Wirkens, mit Erdbeben und ihren wahrscheinlichen Ursachen, mit Vulkanausbrüchen, Bergwerkskatastrophen mit ihren Ursachen usw. An diesen aktuellen Ereignissen, die für jeden fast den Reiz eines persönlichen Erlebnisses hatten, lernten die Kinder praktisch fürs Leben. Bedeutsame vaterländische Gedenktage, hervorragende wissenschaftliche Expeditionen brachten Abwechslung in den Lehrstoff. Auch der *Kurszettel* und die Darstellung der steigenden und fallenden Lebensmittelpreise waren geeignet, den Unterricht in der Schule dem Leben dienstbar zu machen, ohne daß dadurch doch der Lehrplan selbst in irgendeiner Weise Schaden litt. Eine Nebenwirkung der Erschließung dieser neuen und zweifellos sehr glücklichen Stoffquelle wird, so fügt das von Wilhelm Ostwald herausgegebene Monistische Jahrhundert hinzu, auch sein, *daß die Kinder schon die Technik des Zeitungslesens* — die praktische und kritische Handhabung dieses wichtigsten geistigen Verkehrsmittels der Gegenwart — *beizeiten erlernen.*

*

[Der eugenetische Kongreß.] Bekanntlich findet in London gegenwärtig der Eugenetische Kongreß statt, der sich eingehend mit der

[Der Tod eines Kindes.] Das Polizeikommissariat Schmelz hat die Erhebungen in der Affäre des Todes des fünfeinhalb Monate alten Straßenbahnkondukteursohnes Josef Lunz fortgesetzt und folgendes erhoben: Das Ehepaar Josef und Johanna Lunz wohnte seit 1. Januar 1911 im Hause Linzerstraße Nr. 18. Lunz ist ein krankhaft jähzorniger Mensch, der, gereizt, Gattin und Kinder mißhandelte. Das Ehepaar hat drei Kinder, die dreijährige Johanna, die zweijährige Marie und den fünfeinhalb Monate alten Josef, der *unter so außergewöhnlichen Umständen den Tod gefunden hat.* Wenn die drei Kinder, wie es mitunter der Fall war, schrien, dann geriet Lunz in einen wahn sinnigen Zorn, in dem er seiner selbst nicht mehr Herr zu sein schien. Er schlug mit den Fäusten auf die Kinder los, ohne sonderlich zu achten, wohin er traf ... War er nach solchen Ausbrüchen wieder ruhig geworden, dann hatte er förmliche Anfälle der Verzweiflung über das, was er getan ... Schon vor ungefähr drei Wochen hat Lunz den kleinen Josef, als das Kind wieder einmal schrie, in ganz sonderbarer Weise behandelt. Als das Kind nicht aufhören wollte zu schreien, wickelte er das Gesicht des Kindes in Zeitungspapier und darüber eine Bettdecke. Durch die entstandene Hitze drückten sich die Buchstaben der Zeitung auf der Stirne des Kleinen ab ... Als am nächsten Morgen sich bei dem Kleinen Symptome einer Krankheit zeigten, holte der Vater einen Arzt, der, wie berichtet, Erscheinungen einer Quetschung des Gehirnes konstatierte.

*

[Künstliche Erzeugung von Lebewesen] Nachdem es bereits gelungen ist, auf künstlichem Wege weibliche Eizellen zu befruchten, einzelne vom

Verbesserung der Rasse und Zuchtwahl befaßt. In einer der letzten Sitzungen las der Professor der Turiner Universität Roberto Michels eine Arbeit vor, in der er den Versuch macht, zu beweisen, daß der Erfolg der Politiker und Parteiführer mit ihrer äußeren Erscheinung zusammenhängt. »Unsere italienischen hervorragenden Führer sind alle schöne Männer,« sagt er, »und nun finde ich in England die Bestätigung meiner Theorie. Mr. Asquith hat wunderschöne Augen und ein ausdrucksvolles von Kraft zeugendes Gesicht; Mr. Lloyd—George ist ein hervorragend schöner Mann, und Mr. Ramsay Mac Donald hat eine prächtige Gestalt. *Beinahe alle Ihre Politiker sind schöne Leute ...* « In einem Interview mit einem Vertreter der Zeitung 'Express' sagte Professor Michels: »Der beste Vater für einen Politiker ist der Advokat. In ihm schlummern alle Eigenschaften, mit denen der Politiker ausgerüstet sein soll. Er ist gewöhnt, in der Öffentlichkeit zu sprechen, ist schlau und hat Übung im Gebrauch von Argumenten. Nach dem Gesetz der Vererbung wird sein Sohn *mit diesen Eigenschaften schon geboren.*« Ein Professor der Cambridge—Universität teilte dem Interviewer mit, wie bei der Wahl der Frau vorzugehen sei. Vor allem soll man die Gattin aus demselben Stand wählen. Ein Politiker darf keine Frau heiraten, die sich nicht schon als Mädchen für Politik interessiert; *ein Literat soll in eine literarische Familie hineinheiraten ...* Auf diese Art wird der ganze Stand verbessert und veredelt. Aus solchen Ehen gehen ideale Kinder hervor ... Professor S. G. Smith von der Minnesotaer Universität vertrat beim Eugenetischen

Organismus losgetrennte Zellgewebe in einer chemischen Lösung durch längere Zeit am Leben zu erhalten, dürfte es nach dem Urteil hervorragender Biologen nicht mehr unmöglich sein, in Hinkunft auch Lebewesen auf rein künstlichem Wege zu erzeugen. Der amerikanische Gelehrte Leeb und der französische Chirurg Carrel haben über diese Frage eine wissenschaftliche Diskussion angeregt, der eine weit über die Fachkreise hinausgehende wissenschaftliche Bedeutung zukommt. Prof. Loeb, der sich mit diesen Problemen seit mehr als fünfzehn Jahren beschäftigt, ist dem *Matin* zufolge der vollen Überzeugung, daß es der Biologie in nicht allzu ferner Zeit gelingen werde, *das Mysterium des Lebens völlig zu erforschen* und lebende Wesen auf künstlichem Wege zu erzeugen ... Ebenso äußerte sich Prof. Carrel sehr optimistisch über die möglichen Erfolge der Biologie. »Ich bin fest davon überzeugt¹,« sagte der berühmte Chirurg, »daß man eines Tages dazu gelangen wird, künstliches Protoplasma herzustellen, kurz, die Urzeugung auf chemischem Wege hervorzurufen. Mit Hilfe der neuen biologischen Erfahrungen und der ausgezeichneten Präzisionsapparate, die stets durch neue Verbesserungen auf einen erhöhten Stand ihrer Leistungsfähigkeit gebracht werden, muß es dem Forscher schließlich gelingen, die *geheimnisvolle Mechanik des Lebens*, von der wir bis jetzt noch sehr wenig wissen, genau zu erkennen. Die nächste Folge wäre dann, falls es gelänge, lebende Zellen auf künstlichem Wege zu erzeugen, einen permanenten Lebenszustand zu unterhalten, da man die durch Alter oder Krankheit morbi-

1 »Davon bin ich fest überzeugt« sagt unsere Bundeskanzlerin auch immer, wenn sie wieder mal »koste es, was es wolle (**unser** Geld nämlich) Griechenland rettet oder »Deutschland nicht ihr Land ist«, wenn sie 800.000 Analphabeten mit einer minderwertigen Kultur (Islam) in **unser** Land holt. Es ist aber schön, wenn es noch welche gibt, die eine Überzeugung haben.

Kongreß neue Ansichten, indem er seinen Vortrag mit den Worten einleitete: »Das große Problem der Welt ist nicht, wie man bessere Babies hervorbringt, sondern was man mit jenen zu tun hat, welche von selber kommen. Die Tragik der Menschheit beruht auf 'verdorbenen' Babies.«

den Zellen auf künstlichem Wege durch neue Gewebe ersetzen könnte« ... Nach den Versicherungen verschiedener anderer hervorragender französischer Gelehrter dürfte die Lösung dieses wichtigsten biologischen Problems tatsächlich nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft keine unmögliche Aufgabe mehr darstellen.

Vor der Sehnsucht alles Geistes, daß dieser Planet abdanke, und selbst vor der Hoffnung, daß dem weißen Leichnam, der auf die Erde drückt, Ratten und Neger das letzte Geleite geben mögen und dem Sinn der Kultur, die es schwarz auf weiß haben wollte, noch im furchtbaren Abschied willfahrt sei: steht eine Sorge. Wir Toten haben hienieden noch manches vorzukehren. Da kann denn kein Zweifel obwalten, daß ich vom Standpunkt des Staates, der die Pflicht hat, sich gegen das Unaufhaltsame zu rüsten, manches befürworte, was einer höheren Ordnung so mißfällig ist wie das Gegenteil. Dem Staat, der zum Optimismus verpflichtet ist, bleibt nichts übrig, als eine Galgenfrist zu erlangen, und das vermöchte er nur gegen den Fortschritt, dessen Unaufhaltsamkeit mit dem Tode gleichen Schritt hält. Viel ist nicht zu retten, aber eine Befestigung des konservativen Willens könnte noch dieser und der folgenden Generation Luft schaffen, und würdelos wie sie gelebt hat, stirbt die Kultur nicht, wenn sie den Priester kommen läßt. Die durch Verbreitung des Wissens bewirkte Geistesschwäche verlangt die Vormundschaft, auch wenn ihre politischen Mißbraucher ihr Selbständigkeit und Haß gegen jede Führung einimpfen. Wenn der Kordon selbst die Pest bekommt, ist die Stadt verloren. Nichts ist innerhalb der Gesellschaft, die sich selbst nicht aufgibt, dringender zu besorgen als die blinde Erfüllung jener traditionellen Ansprüche, denen das Oidium anhaftet, nicht zeitgemäß zu sein, und ihre trotzige Vertretung gegen die Zudringlichkeit der Freigelassenen. Nur darauf kommt es an, die Ungehemmten zu hemmen; daß sie Ehrfurcht, nicht wovor sie Ehrfurcht haben. Nichts von all dem, was eine Intelligenz, die erhobenen Hauptes die Krätze trägt, verpönt, dürfen wir verpönen. Gesucht sei, was dem mechanistischen Verstand verhaßt ist, der Phantasie durch Pferdekkräfte ersetzt hat. Die Aufklärung, die alles aufklärt, was ihr verschlossen bleibt, lehre uns den Inhalt der Finsternis lieben. Seid Christen aus Notwehr! Glaubet an Kraft, wo sich die Schwäche analytisch rächt, an Seele, wo nicht Raum ist für Psychologie! Salbt euch mit den Vorurteilen, deren Wunderkraft die Urteilsfähigkeit bezweifelt. Geweiht sei jedes Wasser, von dem die Wissenschaft sagt, es sei H²O mit Bazillen. Der Säbel, der ins Leben schneidet, habe recht vor der Feder, die sich sträubt. Der leere Schein jener Mächte, die so stark waren, gegen die Zeit zu erliegen, sei uns Wesen, Hilfe bringend gegen die Zeit. Rückschritt ist Stillstand. Um die Zeit werde uns nicht bange, sie beantwortet sich ihre Fragen, und wie sie mit dem Mysterium des Lebens fertig wird, ist nur eine Frage der Zeit. Aus dem sterilen Schoß der Entwicklung wachsen die Kinder, spielen mit Problemen, lernen Zeitunglesen und werden Biologen. Zwei, die noch nicht mutiert hatten, gingen an mir vorüber und sagten: »Im Wesen des Monismus ist es begründet, daß ... « Andere antworteten mit der Frage: »Stehen wir Deutschen vor einem Kulturkampf?« Andere prahlten, wer einen schöneren

Komplex hätte, und spielten Träume—Erraten. Es waren chemische Produkte von Loeb. Sie wußten, wie sie zur Welt kommen, und spotteten jener, die da noch glaubten, daß der Döderlein die Kinder bringt. Die Mütter hatten sie, ach, unter Scherzen geboren. Die Väter bekommen täglich neue Ersatzgewebe und spielen noch auf der Börse. Ein älteres, die Frucht einer echten Eizelle, war bis zur Lektüre Ostwalds gediehen und dann abgestorben. Der Onkel war Soziologe. Wenn er durch den Garten ging, welkten die Glockenblumen. Wo er hintrat, wuchs kein Gras. Keine Landschaft gab es mehr; keine wie die, in welcher Jean Paul die Worte schrieb:

»Ich kann dir nicht sagen, wie der vom wilden Ganzen auf einen niedlichen Teil gesenkte Blick unsern Herzen und der weiten Natur ein wärmeres Leben gab. Wir fasseten von der großen Mutter des Lebens, wie Kinder vermögen, nichts an als die Finger statt der Hand und küßten sie.«

Und was soll eine Erde, wo die Mutter vergebens Finger und Hände nach dankbaren Kindern ausstreckt und wo nie wieder ein solcher Satz geschrieben werden wird? Man überlasse sie den Optimisten! ... Aber es war die Zeit zwischen dem Eugenetischen und dem Eucharistischen Kongresse, zwischen Taufe und Abendmahl. Wie denn? Und keine Scheiterhaufen brannten, sondern Biologen freuten sich des Lebens? Nicht Gott schuf Wunder, sondern Reinhardt gab ein Mirakel? Nicht der Bischof Gotthilf von Bamberg lud den Kongreß in die Rotunde? Nein — alles ist Regie — der Doktor Gotthilf Bamberger tat es? Verfluchte Mimikry! Und aus den Häusern der Börsenräte, wo sie gespeist wurden, kamen die Prälaten und zeigten sich nicht undankbar? Ach, keinem Gebildeten wurde ein Haar gekrümmt! Der Kelch ging an allen vorüber, deren Sorge es ist, chemisch geboren und erst nach dem Tode verbrannt zu werden. Pilger zogen ihres Wegs, aber die Seßhaften tanzten um das Mysterium ihres Lebens nach dem Choral »Nimm d'r was, so hast du was«, und fleischgewordene Gerstl—Annoncen unterhielten einen permanenten Lebenszustand. Die dort trugen die Monstranz, die hier den Präzisionsapparat. Kein Stoß von Holzpapier entzündete sich, keine Frauenrechtlerin mußte dran glauben. Privatdozenten, Logenbrüder und Fortschrittsfreunde katechochen protestierten vergebens: ach, es geschah ihnen nichts! Gott, wo bist du! Und nicht einmal die Vertreter der Presse waren an der Beschreibung des Schauspiels verhindert? Intelligenz, sagte beruhigend einem von ihnen der Kardinal, Intelligenz verbrennt nicht; sie stinkt nur zum Himmel!

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**